

SUPRA★

RECLAIM YOUR VIERTEL

2,60 Euro



- 4 | WE LOVE CENTRO SOCIALE**
Bericht über die Entwicklungen rund um den autonomen Nachbarschaftstreff
- 8 | HEKTIK, ACTION. SCHEISSEGAL!**
Frost im Supra-Kurzinterview
- 12 | AUDIOLITH, EIN LABEL ODER WAS?**
Lars Lewernz macht sein Ding
- 18 | AHOI LEUTE!**
Momentaufnahmen aus dem FC St. Pauli-Kosmos
- 22 | WO STEHT GESCHRIEBEN,
DASS FUSSBALL EINE MÄNNERSPORTART IST?**
Interview mit dem Frauenteam des FC St. Pauli
- 26 | „EY, DU SCHEISS SCHWUCHTEL!“**
Queerpass, der erste schwul-lesbische Fanclub des FC St. Pauli
- 30 | STOLPERSTEIN**
Zu Ehren und zum Gedenken an Johann „Rukeli“ Trollmann
- 32 | ASASOONAS**
Galerieportrait
- 36 | HÄUSERKAMPF 2.0**
Ihr kriegt uns hier nicht raus!
- 40 | ACTION PAINTING -
THE ART OF GETTING OVER THE FENCE**
Buchreview
- 44 | GITARREN SIND KNARREN.**
20 Jahre Guitar Village auf St. Pauli
- 46 | NO BNQ**
Zwischen Hafensstraße und dem komischen Klotz tut sich was
- 48 | RECHT AUF STADT**
Christoph Schäfer über Stadt, Fabrik und Verdichtung
- 56 | VERRÜCKTE RATTEN
AUS DEM KAROVIERTTEL**
Nate57 & Blacky White im Interview
- 62 | SCHATZ, WIR MÜSSEN REDEN**
Die Kunst von Katja Windau
- 64 | EINE ARMLÄNGE VORN**
Kurzgeschichte von Fynn
- 70 | NACHTAKTIV**
Streetartgalerie
- 75 | 60 SEKUNDEN AUF DEM HOLZWEG**
Comic



Editorial

Herzlichsten Dank!

Die Resonanz auf die erste SUPRA-Ausgabe war überwältigend. Ihr seid krass! Es ist ja so: Wer mal eben Hals über Kopf ein Magazin erspinnt und das dann Realität werden lässt, hat jede Menge Schiss. Verstehen die Leute überhaupt unser Anliegen, auch wenn das nicht unter „Wer wir sind und was wir wollen“ auf Seite 3 erläutert wird? Mögen sie es? Was, wenn nicht? Unsere Ängste sind geschwunden. Dazu haben viele ermutigende Worte, Bilder und Aktionen im Internet und im echten Leben beigetragen. Wirklich krass.

Entschuldigung!

Wir lernen durch SUPRA plötzlich sehr viele neue Leute kennen. Das macht Spaß. Umso ärgerlicher ist es, wenn wir es verchecken, E-Mails zu beantworten, oder wenn jemand vergeblich auf einen Rückruf warten muss.

Willkommen!

Wir wachsen. Viele tolle Leute haben dazu beigetragen, dass dieses Heft so lebendig geworden ist, haben Fotos zur Verfügung gestellt, Layouts gebastelt, Texte korrigiert, geschrieben ... Und jetzt haben wir sogar das, was jedes Magazin haben muss – ein Comic!!! SUPRA meets Holzweg, eine schöne Liaison.

Wer wir sind und was wir wollen

Von vielen LeserInnen erhielten wir das Feedback, dass sie sich erstmals in ihrem Leben Gedanken gemacht haben über irgendein Phänomen, das wir im Magazin behandelt haben und das sich vor ihrer Haustür abspielt. Genau das wollen wir erreichen. Lauft mal wieder mit offenen Augen durch die Straßen, lernt euch kennen! Entdeckt eure Gemeinsamkeiten und lernt die Unterschiede zu schätzen! Dabei wollen wir gern behilflich sein.

Ach ja, wer wir sind: So Leute, eigentlich ganz nett.





Bericht über die Entwicklungen rund um den autonomen Nachbarschaftstreff

In der Sternstraße 2, zwischen dem Schanzen- und Karo Viertel gelegen, existiert seit einem guten Jahr das Centro Sociale, das sich als autonomer Nachbarschaftstreff versteht – bunt, offen und vielfältig. Doch das „Centro“ ist akut bedroht. Das denkmalgeschützte Backsteinhaus mit seinen rund 500 Quadratmetern gehört der Stadt und wird von der ehemals städtischen und inzwischen privat wirtschaftenden Stadterneuerungs- und Stadtentwicklungsgesellschaft (steg) verwaltet. Bis Ende 2009 läuft noch der Mietvertrag der Lerchenhof Handwerks-genossenschaft, mit der das Centro Sociale einen Untermietvertrag vereinbart hat. Wie es danach weitergeht, darüber soll ein „Wettbewerb“ um die Räumlichkeiten entscheiden ...

Vom Hunde- und Pferdeausspann stall zum autonomen Nachbarschaftstreff

Über mehrere Jahre hatte die Lerchenhof eG auf dem alten Schlachthofgelände in dem ehemaligen Hunde- und Pferdeausspann stall das Restaurant Palé und Werkstätten betrieben. Im Mai 2008 fanden sich einige Menschen aus dem Schanzenviertel und Umgebung zusammen, um in leerstehenden Bereichen des Gebäudes einen

autonomen Nachbarschaftstreff aufzubauen. Ein Untermietvertrag mit der Lerchenhof eG wurde geschlossen und die Arbeiten konnten beginnen. Seitdem konnte schon viel auf die Beine gestellt werden: Malkurse, Theatergruppen und die Ganztagsgrundschule Ludwigstraße nutzen die Räumlichkeiten. Auch für politische Diskussionen, Lesungen und kleine Konzerte steht das Centro Sociale offen. Ein Blick auf die Homepage verdeutlicht



Walzerparade, 3/4 fürs Viertel am 10. September 2009

Foto: Copyright Pics

das: Dort wird ein radikaler Handarbeitszirkel angekündigt, die Erwerbslosen-Selbsthilfe Else lädt zur Beratung ein und dienstags kann man zum Fahrradreparieren oder mit Fragen zu Computerproblemen im „Centro“ vorbeischauen. Gruppen wie die Rote Hilfe, Mujeres sin fronteras, das Freie Netzwerk zum Erhalt des Schanzenparks, attac und die St.-Pauli-Fangruppe Nord Support nutzen darüber hinaus die Räumlichkeiten. Getragen wird das Projekt Centro Sociale durch die Sozialgenossenschaft St. Pauli Nord und rundrum, die im Oktober 2008 gegründet wurde. Dort kann jedeR Mitglied werden, die Einlage beträgt 100 Euro.

Neben möglichst vielen „GenossInnen“ freut man sich im Centro Sociale aber vor allem über Menschen, die sich in dem Projekt einbringen wollen. Viele AnwohnerInnen aus dem Viertel haben in den vergangenen Monaten das „Centro“ bereits für ihre Initiative, zum Treffen und Kennenlernen, zum Informieren oder auch einfach mal zum Abschalten genutzt. Das Centro Sociale versteht sich nicht nur als unkommerzieller, sondern auch parteiungebundener Freiraum, in dem sexistische, rassistische und homophobe Positionen keinen Platz haben. In einem Flyer heißt es: „Komm vorbei, schau Dir die Räume an, nutze sie und fülle sie weiter mit Ideen und Leben!“

Der Wettbewerb ums Centro Sociale

Das Centro Sociale ist derzeit akut bedroht, denn der Verbleib ist nicht gesichert. Dabei hatten die Centro-AktivistInnen frühzeitig im Sommer 2008 den Versuch unternommen, mit der steg einen eigenständigen Mietvertrag abzuschließen. Stattdessen hat die steg durch das Fachamt Stadtplanung im Bezirk Mitte in Form eines Projektauftrags einen Wettbewerb um die Räume in der Sternstraße 2 initiiert, bei dem die Bewerber ein Nutzungs- und Betreiberkonzept für einen „nachbarschaftlichen, nichtkommerziellen Stadtteiltreff“ abliefern sollen. Doch lediglich drei andere Einrichtungen warfen ihren Hut in den Ring, um ihn dann ähnlich schnell wieder rauszuholen. Alsterarbeit, als Teil der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, hat seine Bewerbung bereits wieder zurückgezogen. Dem verbleibenden Bewerber Pferdestall Kultur GmbH gingen innerhalb kürzester Zeit die „Kooperationspartner“ ByteFM und Knust flöten, die sich nicht gegen das Centro Sociale stellen wollten. Übrig geblieben ist der Beschäftigungsträger Arinet und die Pferdestall Kultur GmbH*, die sich nicht richtig zu einem Rückzug von der Bewerbung durchringen kann, sondern auf der eigenen Homepage verlauten lässt: „Wir werden den Bezirk deshalb darüber in Kenntnis setzen, dass wir unsere Bewerbung nicht weiter verfolgen und keine weiteren Unterlagen einreichen werden.“

DAUMEN HOCH FÜRS CENTRO

Daumen hoch fürs Centro

In den letzten Wochen hat das Centro Sociale eine kleine Solidaritätswelle erfahren. Über 50 Unterstützungsschreiben von Initiativen, Gewerbetreibenden und Einrichtungen sind beim „Centro“ eingegangen. Menschen aus den umliegenden Vierteln beteiligten sich an der „Daumen hoch“-Fotoaktion. AktivistInnen aus dem Centro Sociale haben auf verschiedensten Straßenfesten mit Infotischen Präsenz gezeigt, Centro-Sociale-Shirts wurden gedruckt und Centro-bleibt-Buttons produziert. Am 8. September veranstaltete das Centro Sociale ein Unterstützungskonzert im Knust, zu dem etwa 150 Gäste strömten. Höhepunkt der Aktivitäten war jedoch sicherlich die Walzerparade, die einen Tag vor der erwarteten Jurysitzung am 10. September stattfand. Fast 300 Menschen zogen dabei walzertanzend vom Centro Sociale bis zum Haus 73 im Schulterblatt und protestierten so für den Erhalt des autonomen Nachbarschaftstreffs. Für den 11. September rief das Centro Sociale bereits zu einer „The Winner takes it all“-Party auf, doch die Jury spielt dem Anschein nach auf Zeit. Die Entscheidung um den Verbleib des Centro Sociale bleibt somit offen und soll aller Voraussicht nach Anfang November gefällt werden.

Widerstand allerorten

Nur wenige Tage nach der Walzerparade und dem Schanzenfest fand am 15. September im Centro Sociale ein Vernetzungstreffen unter dem Titel „Recht auf Stadt“ statt. Insgesamt 16 Initiativen, vom Gängeviertel über NO BNQ und Kein-IKEA-in-Altona bis zur Initiative zum Erhalt der Kleingärten in Altona kamen dort zusammen und begannen, die unterschiedlichen Protestformen zusammenzuführen. Dass steigende Mieten, die Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen und die Privatisierung städtischer Räume die Leute immer mehr empört, wurde bei diesem Treffen deutlich. So gesehen war es kaum verwunderlich, dass einen Tag später mehrere hundert AnwohnerInnen zur IKEA-Anhörung in Altona kamen und lautstark ihren Protest artikulierten. Die aktuelle Protestwelle gegen die städtischen Umstrukturierungspläne und die Ziele großer Investoren macht Hoffnung für den Erhalt des „Centros“. Tina Fritsche, Mitglied im Vorstand der Sozialgenossenschaft St. Pauli Nord und rundrum, erläutert die Bedeutung des Centro Sociale im aktuellen städtischen Umstrukturierungsprozess: „Wir wollen hier Raum für unkommerzielle Projekte und kreative Ideen schaffen – fernab von jedem ökonomischen Zwang. Darüber hinaus setzen wir uns natürlich gegen die Eingriffe der Investoren in unser Viertel und in unser Leben zur Wehr. Schon jetzt sind die Mieten hier in der Gegend für viele nicht mehr erschwinglich. Das Centro Sociale versteht sich daher als Kontrapunkt zur Gentrifizierung.“ Die kommenden Wochen werden zeigen, ob das Centro Sociale auch noch 2010 solch ein Ort sein und werden kann.

Jonas Füllner

Weitere Infos zum Centro Sociale gibt es unter www.centrosociale.de

* Im Januar 2001 trat erstmals eine Gruppe als Pferdestall Kulturkombinat zur Studierendenparlamentswahl an, die als Ziel erklärte, im glasüberdachten Innenhof des Pferdestalls am Allende-Platz einen „netten Studentenclub“ zu eröffnen. Über Jahre versuchte man dieses Projekt im Kulturreferat des grünen AStA voranzutreiben. Schließlich wurde 2003 die Pferdestall gründet. „Dass die Anteilseigner die diesem Zeitpunkt bezahlte Angestellte und so selbst entscheiden konnten, wie Firma erhalten soll, ist ein moralisches Verbrechen, dafür aber studentische Gelder in Höhe von mehr als zweckentfremdet und damit veruntreut wurden, ist meinte 2004 der Vorsitzende der Jungen Union Ulf den AStA. Der alte Mitte-Rechts-AStA war jedoch linken Bündnis abgelöst worden, das endlich die AStA und GmbH auflöste.

Nicht mehr zu verhindern war jedoch die Eröffnung der ersten Bar der neu gegründeten GmbH. Die Ponybar auf dem Campus viel Mierte die Betreiber für die Uni-Räumlichkeiten unklar – wurde der erste Club im wachsenden Imperium

Noch heute unterstützt die Universität durch die Universität Hamburg Marketing GmbH den kommerziellen Bar- und Diskobetrieb der Pferdestall Kultur GmbH. Mit 23.800 Euro ist die Marketing-GmbH an der Pferdestall GmbH beteiligt. Im Herbst 2003 erläuterte Uni-Marketing-Geschäftsführer Jochen Taaks in der Welt den Schritt so: „Damit dokumentieren wir, dass die Uni dieses Kulturprojekt unterstützt.“ Seitdem wächst das Unternehmen stetig: Nach der Ponybar wurde die Galerie 14 Dioptrien eröffnet (die inzwischen geschlossen wurde), die Astra Stube übernommen und mit dem „Kultur“-Haus 73 dem Schanzenviertel ein zentraler Ausgeschuppen eingepflanzt. Darüber hinaus bespielt die GmbH das „ex-Pacha“, den Festplatz Nord, in dem wiederum der aktuelle Juso-AStA schon Partys feierte.

Parallel zum schwarz-grünen Stadtprojekt „Wachsen mit Weitsicht“, demzufolge aus der Hansestadt eine „dynamische internationale Metropole“ werden soll, versucht die Pferdestall Kultur GmbH inzwischen auch in „vergessenen oder verödeten städtischen Gebieten“ aktiv zu werden. Creative Quartiere nennt sich ein neues Unternehmen, das in Stadtteilen wie Barmbek und Harburg deren „großes Potenzial als Kreativstandort[e]“ meint erkannt zu haben. Hier werden mit blinder Begeisterung die Folgen der Gentrifizierung glorifiziert. Den Machern von Creative Quartiere geht es dabei nicht um bezahlbaren Wohnbau, den Erhalt und die Schaffung lebenswerten Wohnraums, sondern darum, Kreativität über die Mechanismen des (Wohnungs-) Marktes zu befördern. Die Verdrängung ärmerer und marginalisierter Bevölkerungsschichten wird dabei billigend in Kauf genommen.

GmbH geser GmbH zu des AStA waren viel Geld ihre brechen. Dass 100.000 Euro ein Tatsächliches“, Teuber und verklagte bereits von einem Verbindung zwischen

der ersten Bar der neu gegründeten Universität – ob und wie zahlen müssen, ist bis heute der Pferdestall Kultur GmbH.



Hektik, Action. Scheißegal!

Wer kennt ihn nicht, den nach OZ vermutlich omnipräsentesten Schriftzug in Hamburg generell und unserem Viertel im Speziellen? Kein attraktiver Spot in unseren Straßen, auf dem er in den letzten Jahren nicht seine Spuren hinterlassen hätte. Die Rede ist natürlich von Frost von 187, dem wir an dieser Stelle huldigen wollen und der uns, exklusiv für die Supra, für ein Kurzinterview zur Verfügung stand.

Hallo Frost!
Moin!

Eines vorweg. Wieso „Frost“? Wie bist du zu diesem Namen gekommen?

Ganz simple Geschichte. Ich war damals mit 'nem Kumpel unterwegs, der meinte, ich bräuchte halt einen Namen. Es war Winter, schweinekalt. Dazu Kid Frost durch die Kopfhörer ... so ergab sich das Ganze – ganz spontan.

Seit wann malst du allgemein schon und wie lange jetzt als „Frost“?

Richtig los ging das gegen 2004 – und dann eigentlich auch gleich als „Frost“. Ich komme ja ursprünglich aus Ost-Berlin, Marzahn. So mit 13 begann dann der ganze Toy-Shit, den jeder eben so am Anfang macht.

St. Pauli – unser aller Stadtteil. Was bedeutet das Viertel für dich?

Hektik, Action. Scheißegal, wann du hier vor die Tür gehst, es ist immer was los, es wird einem was geboten. Ich will hier nicht mehr weg, zumal ich das Kontrastprogramm mit sechs Monaten Eidelstedt zwischendurch auch erlebt habe. Muss ich echt nicht wieder haben ...

Du hast 'ne Dauerkarte für die Süd, wie ich weiß. Außerdem habt ihr seit letztem Jahr mit den „Warriors 187“ ja auch einen eigenen Fanclub am Start – wie hat sich das entwickelt? Seid ihr schon Ultras? ;)

Mein erstes Spiel hab ich irgendwann vor knapp zehn Jahren in der Nordkurve gesehen, so mit Fluchtlicht und so. Das war schon geil. Regelmäßig ans Millerntor gegangen bin ich dann mit Gzuz ab 2002. Immer in die

Gegengerade, in die Nähe von USP, weil da natürlich am meisten los war. Jetzt stehen wir zusammen mit anderen Kollegen von 187 in der Südkurve. Die Warriors haben wir gegründet, weil wir ja inzwischen ein etwas größerer Haufen sind, die den FC supporten ... also brauchten wir einen Namen – der ganz normale Ablauf eben. Ultras sind wir eher nicht, aber auswärts auf jeden Fall auch am Start, wenn die Kohle dafür reicht.

Der gesamte Stadtteil verändert sich momentan ja in sehr unangenehmer Art und

Weise. Die Yuppies regieren und die Durchschnittsmiete liegt hier mittlerweile um zwei Euro höher als in Eppendorf. Inwieweit macht das das Leben in Sachen Graffiti schwerer?

Fuck Yuppies! Ich hab noch mitbekommen, wie St. Pauli früher war, ohne diese ganze Verdrängung und das ganze Geld, was hier gerade reingepumpt wird. Vor allem das Pack, das hier inzwischen rumläuft, kotzt dich nur noch an. Da malt man irgendwo nachts in der Schanze, latschen solche Popper vorbei, zücken ihr Handy und rufen die Cops!



Was für Opfer! So was gab's früher nicht. Mit dem Thema „Bullen“ wollen wir lieber gar nicht erst anfangen – einfach traurig!

Du bist Mitglied bei der 187 Straßenbande und deren bekanntester Sprayer. Beschreib mal bitte unseren Lesern diesen Way of Life!

Ein ganz wichtiger Teil meines Lebens, ganz klar! Ich bin einer der Gründer und Ziel war und ist es, die besten Leute beisammen zu haben, Trends zu setzen, Groupies (lacht). Wir wollen die Leute unterhalten, mit all den Dingen, die uns so ans Herz gewachsen sind.

Kannst Du eigentlich rappen?

Nee, gar nicht. Da bin ich absolut talentlos.

Kommen wir zum Thema Styles und Maltechniken.

Diesbezüglich bin ich ganz klar Anhänger des New Yorker Eighties-Styles. Das waren und sind einfach die besten Sachen. Aber auch der Paris-Style der Neunziger hat es mir angetan.

Sitzen dir Bullen und Justiz im Nacken?

Ich hab zum Glück eine sehr gute Anwältin. Die Cops, gerade die des PK 16, sind alles Lutscher – höflich formuliert. Wir verarschen die so gut es geht und meistens bleiben diese Trottel zweiter Sieger ...

Mit wem habt ihr derzeit Beef?

Mit jedem, Digga! Wir können keinen leiden!

Na, das ist doch ein schönes Schlusswort. Wir danken für den kleinen Einblick in dein Schaffen!

Ben





AUDIOLITH

EIN LABEL, ODER WAS?

Das Hamburger Label Audiolith feiert mit der Compilation „Audiolith – Doin’ our thing“ nach sechs Jahren Arbeit seine 50. Veröffentlichung. Ein Grund, mal hinzuschauen, was Audiolith eigentlich ist, und dabei die Frage zu stellen: Wie kann Labelarbeit im 21. Jahrhundert eigentlich aussehen?

Marketing, Vertrieb, Konzepte, Flexibilität, Wirtschaftlichkeit, Promotion – subversiv denkende Künstler und Kulturschaffende ordnen diese Begriffe zumeist in Schubladen wie Ausverkauf, Kultursterben, Gleichmacherei und Kapitalismus ein. Meist natürlich zu Recht, denn jedes Wort transportiert den üblen Geruch einer sterilen Kulturlandschaft, in der künstlerisches Schaffen zur Ware mu-

tiert und jede ungewollte Ecke oder Kante mit Gewalt beseitigt wird, womit die Kultur in sich dekulтивиert und die Kunst zwangsläufig künstlich wird.

Der Mann, der vor mir sitzt, benutzt trotzdem diese Worte, und irgendwie klingen sie aus seinem Mund ganz anders, überlegter und durchdachter. Sie dienen hier nicht als Kleister, der bunte Fetzen aus nichtssagen-

den Wort-
h ü l s e n
zu einer
wertfreien
Masse zusammen-
pappt. Er
verwendet diese
Begriffe nicht, weil
er einer Hilflosigkeit in
Bezug auf Inhalte ausge-
setzt ist. Lars Lewerenz weiß,
wovon er spricht, er hat die Me-
dienbranche reflektiert, hat sie auf
ihre strukturelle und inhaltliche
Stichhaltigkeit untersucht und nicht
als erstrebenswert empfunden. Trotz-
dem ist sein Job die Führung seines
eigenen Musiklabels Audiolith. In Zei-
ten, in denen man das große Labelster-
ben deklarierte, Major- und Indielabels sich
ins Tal des Jammers verkrochen, um sich
über Umsatzrückgänge durch Raubkopierer
auszuweinen, hat Lars sein Hobby zum Be-
ruf gemacht, und das mit einem Label, das
in seiner Ausrichtung so gestrickt ist, dass
es bei Investoren Schwindel und Übelkeit
auslöst und von Vertretern von Medienkon-
zernen wahrscheinlich als aussichtslos be-
zeichnet wird.

Ein Label, das Elektro, Punk, HipHop und
Techno unter einen Hut bringt, und zwar
nicht in verschiedenen Veröffentlichungen,
sondern meist auf ein und derselben Schei-
be, und dazu noch jeden Künstler individuell
behandelt, sich nicht in die Produktion ein-
mischte und auf kritischen Austausch mit den
Künstlern setzt? Dass es so was geben kann,
okay, aber dass dieses Label dann auch noch
wirtschaftlich arbeitet und seinen Rooster er-
folgreich unter die Leute bringt, widerspricht
vollkommen dem, was uns die Musikszene
in den letzten Jahren transportiert hat.

Dabei war es nicht mal das Ziel, Genre-
grenzen zu sprengen. Im Prinzip hat sich das,
was Audiolith heute repräsentiert, von selbst
ergeben. Der Macher hat kein Konzept an
der Flipchart entworfen und sich nach dieser
seine Veröffentlichungen generiert. Selber
bezeichnet er das ganze Ding als Family Sty-
le: Es hat sich ein Haufen Leute gefunden,
die was gemacht haben, was Lars authen-

tisch, gut und innovativ fand, diese Leute
inspirieren sich mittlerweile untereinander,
arbeiten zusammen, tauschen sich aus, und
mittendrin sitzt Audiolith als Vermittler, als
Ansprechpartner, als Vertrieb, aber eben
nicht als Wortführer oder Protagonist.

Audiolith ist ein Netzwerk, in dem jeder Ein-
zelne ein Original ist. Ein Konzept, das sich
aus sich selbst heraus entwickelt hat, eine
Art künstlerische Evolution. Gerne glaubt
man, dass es so etwas heute gar nicht mehr
gibt, in Zeiten, in denen selbst die einstigen
Subkulturen sich auf einen Status Quo ge-
eignet haben und ein Abrücken von diesem
stets mit Argwohn beäugen. Lars stammt
selber aus einer dieser starren Subkulturen.
Nach einer von Punk und Hardcore gepräg-
ten Jugend wurde es ihm irgendwann zu
eng in diesem Gefüge. Aus der Suche nach
etwas, was anders ist, entstand Audiolith.
„Es war ein Haufen Schnapsideen, von de-
nen halt einige gezündet haben“, ist seine
Begründung, warum das Label von seiner
Gründung im Jahre 2003 bis heute stetig
an Zuspruch gewinnt. Die ganze Art, in der
er über das Label spricht, seine Motivation
schildert oder seiner Unzufriedenheit über
die Medienlandschaft Luft macht, lässt einen
wieder glauben an freie künstlerische Ent-
wicklungen, an das Entstehen neuer subver-
siver Bewegungen und an die Tatsache, dass
etwas, das Platz braucht, sich diesen Platz
auch nimmt.

Die Strukturen, über die sich Audiolith
verbreitet, gab es vorher nicht, sie sind als
zwangsläufige Konsequenz daraus entstan-
den, dass da etwas heranwächst, was neu
ist. Die Nahrung für dieses stetige Wachsen
sieht Lars in der Reflexion. Darin, dass man
sich auch untereinander kritisiert, sich vor-
antreibt, andere Meinungen akzeptiert und
sich anderen Stilrichtungen öffnet. Nicht nur
die Künstler untereinander, auch das Umfeld
haben für ihn Anteil am Erfolg des Labels.
Freunde und letztendlich die Leute, die die
Platten kaufen, sieht Lars ebenfalls als Teil
von Audiolith. Für ihn wirkt jeder an dem Ap-
parat mit, der ihn beeinflusst – über Freun-
de der Bands oder seine eigenen Leute bis
hin zum Konzertbesucher. Die Frage, warum
der Output dermaßen hoch ist, erübrigt sich

demnach.

Bleibt die Frage nach der Gefahr, die sich jeder wachsenden Kreativgemeinschaft stellt. Wie schützt man sich davor, dass die eigenen Strukturen irgendwann erstarren, man sich auf einen Konsens einigt, der den Antrieb bremst und schließlich in Stagnation endet. Sobald sich ein Status Quo gebildet hat und die Strukturen erstarren, kommen die Bequemen dahergelaufen, die diese Räume nutzen, ohne sie zu erweitern oder auszubauen. Das kennt man vom Punkrock und vom HipHop zur Genüge. „Da muss was nachspülen“, sagt Lars dazu. „Es ist ein Jammer, dass die ganzen unabhängigen Jams im HipHop einfach nicht mehr stattfinden, weil da keine jungen Leute animiert wurden, das weiterzuführen.“

Die nachwachsenden Generationen sollen selber das Heft in die Hand nehmen und die Erfahrenen ihr Wissen dafür zur Verfügung stellen. Audiolith spricht nicht nur darüber. Das Label veröffentlicht zum Beispiel immer wieder Einzelspuren bestimmter Tracks, die sich Leute herunterladen können, um daraus Remixe zu machen. „Da kann sich jeder, der Lust hat, dran ausprobieren und uns seinen Remix zurückschicken. Wenn wir das cool finden, veröffentlichen wir das auch.“ Das ist nur einer von vielen Ansätzen, wie das Label die Gefahr von Stillstand schon von vornherein zu minimieren versucht. „Mein Wissen, das gehört ja nicht mir. Das will ich irgendwann an andere weitergeben, damit die dann ihren Scheiß durchziehen können. Die werden das dann erweitern und sich ganz anders einbringen können.“

Generell wird man den Eindruck nicht los, dass bei Audiolith jeder mitmachen kann, der eine innovative Idee hat und das Feuer besitzt, diese umzusetzen. Das ist ebenfalls Ausdruck einer Ideologie, die mittlerweile eher die Ausnahme darstellt. „Wir wollen hier keinen Hype. Wir wachsen auf natürliche Weise.“ Starkult zählt bei Audiolith nicht, jeder Künstler hat denselben Stellenwert. „Der Großteil der Mainstream-Scheiße blendet die Leute“, sagt Lars über die Darstellung von Musik in den Medien. Es steht außer Frage, dass der Popkult seine Stars in Höhen hebt, von denen die Leute glauben,

dass sie sie nie erreichen könnten. Das lässt sich gut verkaufen, im Prinzip wirken solche Vorgänge aber demotivierend, weil der Ansporn, selber etwas auf die Beine zu stellen, schwindet. Insofern probieren die Bands und Einzelkünstler auf Audiolith laut Lars, solche Zustände von vornherein auszuschließen. „So eine Band wie Egotronic, die ist für die Leute einfach erreichbar. Die gehen von der Bühne und sind stinknormale, coole Leute und suggerieren dem Publikum auch nicht, dass sie irgendwie jetzt total besonders sind, nur weil sie auf der Bühne stehen.“

In der Tat scheint das wirklich zu funktionieren. Zwar war auch der Punkrock einst mit der Prämisse gestartet, dass es keine Idole geben sollte, jedoch wissen wir, wie das Ganze ausgegangen ist. Leute wie Joe Strummer, Sid Vicious oder Johnny Thunders werden heute enthusiastisch vergöttert und eine Teilschuld an dieser Entwicklung tragen sie selber. Das Feuer, das der Punk entfachte und mit dem er die Leute animieren wollte, das Leben selber in die Hand zu nehmen, war schon nach kurzer Zeit abgeflacht und wurde nur noch durch Teilströmungen verkörpert, die sich durch radikale Botschaften und starke linkspolitische Ausrichtung vor der Industrie schützen konnten. Die zu Beginn angestrebte, weniger linkspolitische als vielmehr gesellschaftskritische (und daher massentauglichere) Revolution hatte sich durch den kommerziellen Erfolg der führenden Bands relativ schnell wieder erledigt.

Bei Audiolith ist das anders: Die Bands laufen nicht Gefahr, einer großflächigen Vermarktungskampagne zum Opfer zu fallen, und das „Mitmach“-Konzept scheint wesentlich tiefer in den Leuten verwurzelt zu sein. Hinter Audiolith steht kein gigantischer Businessplan und kein Kalkül im künstlerischen Vorgehen. „Wenn die Leute cool sind, mir die Mucke gefällt und ich zu 150 Prozent dahinter stehe, dann mache ich das. Egal welcher Musikstil das ist.“ Gerade am Beispiel Egotronic wird deutlich, dass es falsch wäre, über Lars zu sagen, er biete Raum für subversive Gedanken, um diese dann großflächig zu vermarkten. Es ist eher

so, dass subversive Gedanken der Grund sind, warum es den Raum überhaupt gibt.

An Egotronic spalten sich die Geister eher inhaltlich als musikalisch. Der Grund dafür ist die große Popularität der Band unter sogenannten Antideutschen. Wie es sooft bei politischen Ansichten dieser Art ist, führt das immer wieder zu Diskussionen um den tieferen Sinn irgendeiner Interviewaussage oder Textzeile. Ohne Zweifel sind Bands wichtig, an denen sich die Leute reiben, weil sie etwas transportieren, das zum Nachdenken anregt.

„Wir sind hier keine Gleichschaltmaschine“,

sagt Lars, als ich ihn frage, wie er die Diskussionen um Egotronic beurteilt. „Ich bin ja nicht die Projektionsfläche von Egotronic. Insofern kann ich damit nichts anfangen, wenn die Leute mich fragen: ‚Denkst du so wie Egotronic?‘ Die haben immer ihr Ding gemacht. Torsun (Sänger von Egotronic, Anm. d.R.) bietet auch einfach Angriffsfläche, weil er nicht so glatt ist. Der sagt, was er denkt.“ Lars ist wichtig, dass die Leute reflektieren und andere dazu animieren sich ihr eigenes Bild zu machen. „Dass die Leute tanzen und Spaß haben, ist auf jeden Fall wichtig. Wir sind mit Egotronic und Frittenbude zur Nazi-Demo nach Dresden gefahren. Natürlich ist es dann geil, wenn die Leute vor der Bühne tanzen. Aber es ist einfach auch wichtig, dass dann da Leute auf der Bühne stehen, die sagen: ‚Alter, da

ES WURDE AUS ZU VIEL SCHEISSE GELD GEMACHT



sind 5000 Nazis, die durch die Stadt marschieren und das ist ganz großer Scheiß.“ Generell ist aber auffällig, dass gerade Bands wie Egotronic Vereinigung schaffen und Menschen unterschiedlichster Prägung zusammenbringen. „Bei Egotronic-Konzerten habe ich Skinheads getroffen, die eigentlich nur Oi! und Ska hören, die stehen dann neben Punks, Ravern oder stinknormalen Leuten und feiern zusammen. Und das Ganze auch noch bei einer Band, die ohne stumpfe Texte auskommt und sich kritisch mit der Welt auseinandersetzt.“ Wo gespalten wird, wird an anderer Stelle wieder zusammengeschnitten, ein elementarer Bestandteil jedes natürlich wachsenden Systems.

Zum natürlichen Wachsen gehört auch, dass man nicht jede Veränderung oder technische Entwicklung verteufelt, sondern flexibel bleibt. Das Internet ist für Lars Fluch und Segen zugleich. Er selber gehört zu einer Generation, die mit Vinyl und später mit CD groß geworden ist, trotzdem weist er es von sich, Jugendliche, die diese Gegebenheiten nicht mehr miterlebt haben und sich Musik aus dem Internet runterladen, zum Buhmann zu machen. „Das ist ja kein Charakterzug, die kennen das ja gar nicht anders, da können sie nicht mal was für“, sagt er und sieht sein Ziel darin, die Leute aufzuklären. Diese Einsicht bei jemandem, der vom Verkauf von Musik lebt, ist etwas, was den großen Labels bis heute fehlt. „Man muss den Leuten einfach klar machen, dass das alles Kosten mit sich trägt, wenn man Musik veröffentlicht“

sagt er zum Thema Musikpiraterie, „man sollte sich in die Leute halt hineinversetzen, das hat ja mit Unwissenheit zu tun.“

Dement-
s p r e -
c h e n d
m u s s
m a n
d e -

nen das ja irgendwie verbildlichen.“

Dass man durch Aufklärung mehr erreicht als dadurch, die Leute durch den Staat gesetzlich verfolgen zu lassen, ist eine der vielen Überzeugungen, die Audiolith so anders machen als andere Labels. Dass die Majorlabels durch die grenzenlose Kommerzialisierung von Musik an der daraus resultierenden Entwertung selbst Schuld sind, sieht auch Lars so: „Es wurde aus zu viel Scheiße Geld gemacht. In der Tat sollte man nicht abstreiten, dass Musik gerade mit der Einführung der CD zu einer Gelddruckmaschine mutierte. Die frühen 90er-Jahre stellten den Höhepunkt dieser Entwicklung dar. Durch die Etablierung der Musiksender im Fernsehen verfügten Plattenfirmen auf einmal über eine riesige Vermarktungsmaschine. Was die 90er-Jahre so prägnant machte, war, dass sich neben dem immer schon gewinnträchtigen Popsektor auch subkulturelle Musikstile auf dem Markt etablieren konnten. Neben Stadionrockacts wie Guns n' Roses oder Bon Jovi tummelten sich Metalbands wie Metallica in den Charts. Der große Grungeboom und die darauf folgende Wiederbelebung des Punkrock als massentaugliche Musik kamen ungefähr zeitgleich. Spartenmusik war plötzlich in der Lage, mit Mainstream à la Michael Jackson oder Mariah Carey zu konkurrieren. Dazu kam noch die erfolgreiche flächendeckende Vermarktung von HipHop und Techno. Der Markt hatte sich unglaublich vergrößert, die Gewinne erreichten Schwindel erregende Höhen und spülten immerfort Geld in die Konzernkassen. Die mussten das ganze

Geld irgendwohin transferieren und signeten erstmal alles, was nicht bei Drei auf den Bäumen war. Weiterhin investierten Konzerne wie beispielsweise Sony in die großflächige Vermarktung von CD-Brennern. Andere Plattenfirmen probierten ihr Kapital im neu aufkommenden Internet unterzubringen. So hielt beispielsweise Bertelsmann einst 50 Prozent der Anteile an der Downloadbörse Napster. Nicht nur, dass die Musikindustrie durch die Mengen an wertloser Ware die Hörschaft abgestumpft und damit zwangsläufig ihr eigenes Produkt entwertet hat, durch die Investitionen in CD-Brenner und das Internet haben sie die Strukturen, die ihr finanzielles Fiasko verursachten, sogar noch selber mitgestaltet. Dementsprechend sollte man jetzt auch nicht den kleinen Downloader kriminalisieren. „Was aber wirklich scheiße ist, ist, dass Leute wie Rapidshare tierisch Kohle dadurch verdienen, dass sie Raum für illegalen Download bieten. Das hat eine andere Qualität als bei jemand, der seinem Kumpel eine CD brennt. Die streichen einen Haufen Werbegelder ein, weil sie so viele Clicks haben und geben nichts davon an die Labels oder Bands zurück. Wenn keiner was dran verdient, ist das eine andere Sache, aber auf so was habe ich auch keinen Bock.“

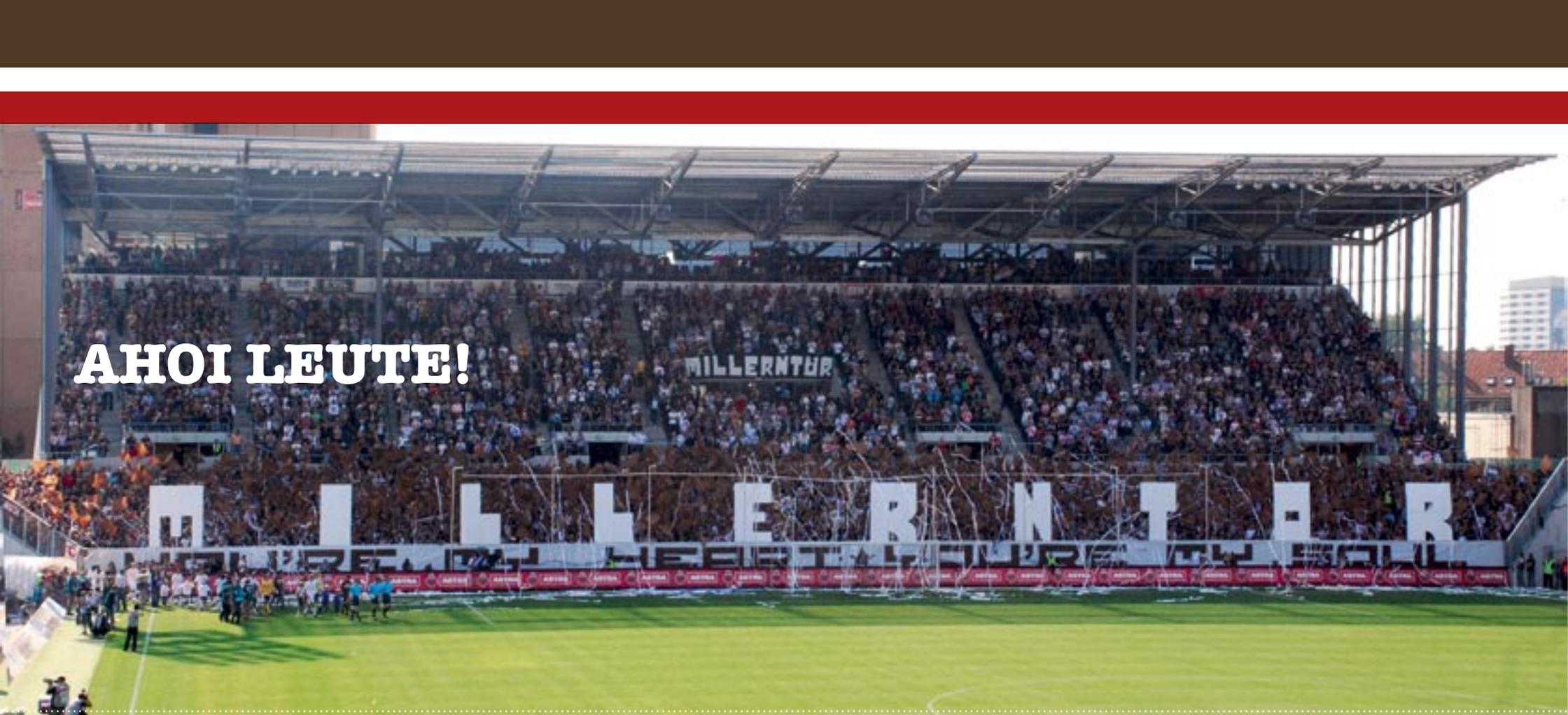
Die Inhalte, die Lars zum Ausdruck bringt, zeugen von einer ehrlichen Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Entwicklungen. Dabei bedient er sich einer Sprache, die erfrischend direkt ist und die Dinge auf den Punkt bringt, ohne dass er sich in ausschweifende Formulierungen verstrickt. Auf die Frage nach der Zukunft antwortet er, dass er die Breitbandigkeit von Audiolith noch weiter ausarbeiten möchte. Das bedeute, nicht zu erstarren, sondern sich in verschiedene Richtungen weiterzuentwickeln. Sowohl in inhaltlichen

Fragen als auch was den Vertrieb betreffe. Wie lange er das noch macht? „So lange, wie ich nicht kaputt gehe. Ich hab keinen Bock, irgendwann der alte kaputte Typ zu sein, über den die Leute sagen: ‚Guck mal, der hat damals Audiolith gemacht, jetzt ist der voll im Arsch.‘“ Dass es wichtig sei, ein gutes privates Umfeld zu haben und nicht alles für den künstlerischen Erfolg aufs Spiel zu setzen, ist eine von seinen Überzeugungen. „Man muss auf seine Energien aufpassen“, sagt er. Deswegen würde er auch nie einen seiner Künstler dazu zwingen, endlose Promoreisen oder Tourneen zu machen. „Ich unterstütze die eher da drin, neben der Musik noch andere Wege zu finden, sich auszudrücken. Weil, mal ehrlich, die Zeiten, wo du 20 Jahre nur Mucke machst und davon lebst, sind irgendwie vorbei. Die Leute haben ja auch noch andere Qualitäten, die können ja nicht nur Musik machen.“ Aber das können sie verdammt gut, wie das 50. Release beweist. Die Jubiläumsscheibe untermauert auf eindrucksvolle Weise die Tatsache, dass Audiolith mehr ein Netzwerk als ein Label ist. Wie heißt es so schön in der Presseinformation: „Eine Zusammenarbeit aller Künstler, die Energie wird gebündelt und als Gesamtkonstrukt wieder ausgespuckt.“

Das Büro von Audiolith befindet sich im Karostar, direkt auf dem Übergang zwischen Schanze und Karviertel. Es ist gut zu wissen, dass sich im Herzen dieser Gegend, die zunehmend von oberflächlichen, kulturellen Trittbrettfahrern beansprucht wird, noch Leute finden, die nicht nur wissen, wie der Hase läuft, sondern auch noch was dagegen unternehmen.

Lucas Flasch

**Aosuke * Bondage Fairies * Bratze * ClickClickDecker * Dadajugend Polyform
Dos Stiletos * Der Tante Renate * Egotronic * Frittenbude * Innaway
Ira Atari & Rampue * Juli Gagarin * Knarf Rellöm Trinity * Krink * Miki Mikron
MT Dancefloor * One Foot In Da Rave * Olli Schulz & der Hund Marie
Saalschutz * Supershirt * Plemo * Plemo & Rampue * Rampue
Räuberhöhle * The Dance Inc.**



AHOI LEUTE!

Die Nacht bricht herein, immer früher. Hamburgs nasskalte Fratze lacht dich an – von Ohr zu Ohr. Tristesse regiert die gemäßigten Breiten und lässt nichts zurück außer schmerzhaftem Fernweh.

Ich sag's ganz ehrlich: Wenn mich dieser Club nur endlich losließe und mir darüber hinaus das 14-tägliche Einfliegen nicht zu stressig wäre, läge ich längst am Strand. Playa de irgendwas, während ihr alle weiter an eurem Altersrheumatismus feilt.

Uralter FCKW-Kühlschrank, Weißblechdosen statt Mehrweg, generell eine verheerende CO2-Bilanz – ich tue fast alles für eine

noch schnellere Klimaerwärmung, und dennoch reicht es schlichtweg nicht aus ...

Zum Glück ist unser aller Fußballverein in dieser Saison bislang derart gut aufgelegt, trumpft vor allem auf fremden Plätzen geradezu auf, dass es einem zumindest ums Herz wieder ganz warm wird. Wer hätte das gedacht? Was hatten die Auguren nicht geunkelt angesichts der relativ namhaften Abgänge ... St. Pauli hätte speziell im Mittelfeld deutlich an Qualität verloren, bla, bla! Das sind „Experten“, die kriegen teilweise sogar Geld für solch geballtes Fachwissen!

Auch für die aktive Fanszene waren dies bewegte Wochen: „Kalte Muschi“, Bullenüberfall auf das Jolly Roger, und nicht zuletzt der tragische Vorfall während der Jubelarien in Aachen, als einer der Unseren über die (viel zu niedrige) Brüstung stürzte und um ein Haar dabei sein Leben gelassen hätte.

In Sachen Proll-Partygesöff bekamen die Vereinsverantwortlichen eher kalte Füße, als dass damit der eigene Genitalbereich in Wallung gebracht worden wäre. „Nichts reimt sich auf Uschi.de“ und ähnliche pseudo-kryptologische Verirrungen werten wir mal

großmütig als letzte hilflose Etablierungsversuche, die hoffentlich in Gänze scheitern werden.

Die von den schwarz-vermummten Koksullen aka BFE Eutin angezettelte Hauerei in St. Paulis bekanntester Fankneipe, die in dem Auftreten ihrer Hauptakteure eher an Straßenszenen totalitär regierter Bananenrepubliken erinnerte, macht einen eigentlich nur noch fassungslos. Ausgang blockieren, Pfefferspray reinknallen und dann alles, was sich noch bewegt, rhythmisch mit dem Tonfa zu Klump kloppen, dass es (denen) eine



Foto: miles-photo.net

wahre Freude ist. Beim Verlassen des Etablissements noch flugs eine komplette Zahnreihe gerichtet – fertig ist das Tagwerk unseres Friends und Helfers. Rutscht einer dieser Helden dann in der erzwungenen Kotze eines seiner Opfer aus und verstaucht sich einen Fuß, oder er bekommt im Eifer des Gefechts den Pfeffer seines Kameraden in die Fresse, so wandern solche Aktionen prompt in die Verletztenliste der Einsatzkräfte, um daraufhin von Schreibtischtätern als Legitimation für eben solche Ausfälle zu dienen ... Man muss wahrlich kein Prophet sein, um zu prognostizieren, dass die DIE (Dienststelle für interne Ermittlungen) natürlich keinerlei

fehlerhaftes Verhalten der Beamten zu bemängeln haben wird, damit auch weiterhin anonyme Kampfroboter in SA-Manier ungestraft aufräumen können. Ein feiner Rechtsstaat.

Mut machten die beiden großen Demonstrationen der gesamten Fanszene und vieler anderer Anwohner gegen ebenjenes Vorgehen. Jeweils deutlich über dreitausend lautstarke Teilnehmer setzten auf jeden Fall ein deutliches Zeichen gegen ausufernde Repression und immer häufigere Übergriffe von Seiten der Staatsknechte, bei denen peu à peu auch die letzten Skrupel zu schwinden scheinen ...

Aachen. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Das war eine Achterbahnfahrt der Gefühle. Eben noch den höchsten Auswärtssieg seit 22 Jahren gelandet, den Aachenern die eigene Stadioneröffnungsfeier gründlich vermies und ausgiebig alle Einheimischen verhöhnt – da schlug es zu, das Schicksal, hart und schonungslos. Viele Fans und die ebenfalls zum Feiern versammelte Mannschaft wurden Zeuge des Unglücks, von dem ihr alle wissen werdet, zumal es sich die perfidesten Medienvertreter nicht nehmen ließen, das Ganze für ihre Zwecke auszuschlachten. Vorneweg die unsäglichste aller Printmedien, die Hamburger Morgenpost. Dass die Chefredaktion dieses Abort-Blattes die niedrigste Form von Leben, eine Mischpoke aller Untugenden ist, dürfte den Lesern der SUPRA hinlänglich bekannt sein. Widerliche Heuchler.

Sah es zunächst noch schlimm aus, so stabilisierte sich der Zustand des Verunglückten, woraufhin er aus dem künstlichen Koma geholt und mittlerweile nach Hamburg verlegt werden konnte. Nach dem neusten Stand dürfte die Gesundung weiter gut vorgehen und keine bleibenden Schäden entstanden sein, was angesichts der dramatischen Verletzungen an ein Wunder grenzt.

Wunder gibt's bekanntlich immer wieder ... wieso eigentlich nicht ein Weiteres: Bundesliga-Aufstieg zum 100. Geburtstag! Ey, ey, ey, Time will tell.

Eine ausgesprochen lustige Anekdote am Rande sei noch erwähnt, wobei ich diese gleich mit einem plakativen Kommentar unterfüttern kann.

Teile der Mannschaft des FC Hansa Rostock

feierten irgendwo im mecklenburgischen Einzugsgebiet ihren Heimsieg gegen die TuS aus Koblenz auf recht unkonventionelle Art und Weise und riefen damit genervte Anwohner und letztlich die Polizei auf den Plan. Im stark alkoholisierten Zustand grölten die Kicker Parolen wie „Who the fuck is Hansa Rostock?!“ Wie geil! Schnell machte das Ganze die Runde, so dass sich die Offiziellen des FCH genötigt sahen, den Fettnapf vollends auszulecken, indem sie die Meldungen dementierten und darauf verwiesen, die Mannschaft hätte dort lediglich mit den eigenen Fans gefeiert. Ja, klar! Die dummen



Visagen aus Block 27A hätte ich gern gesehen ... Aber halt! In Kürze gibt's ebenjene ja wieder zu bewundern, wenn der fabulöse FCSP in seiner ihm eigenen Art auch an der Ostsee jeden Fußballkenner mit der Zunge schnalzen lässt angesichts des Angriffswirbels, der abermals jeden Gegner das Fürchten lehrt!

Wo steht geschrieben, dass Fußball eine Männersportart ist?

Über Kommerzialisierung, Sprachgebrauch und Solidarität
Ein Interview mit der Frauenfußballabteilung des FC St. Pauli

In der letzten Ausgabe hatten wir ein Interview mit Benedikt Pliquett, derzeit Ersatztorhüter des Profiteams des FC St. Pauli, im Blatt. Die Nummer 2 der Supra widmet sich nun der Frauenfußballabteilung des Vereins. Aus diesem Anlass begab sich unser Redakteur Jonas Füllner am 3. Oktober zum Pokalspiel der 1. Frauen. Zuhause auf den Plätzen an der Feldstraße, im Schatten der Nordtribüne des Millerntorstadions, empfing das Team in der zweiten Runde des Oddset-Pokals Blau-Weiß Ellas. Mit 2:3 ging die Partie gegen den Verbandsligisten am Ende verloren. „Schon wieder kommen wir nicht über die zweite Runde hinaus. Mist!“, schimpfte Sonja Fliegel nach dem Spiel. Zusammen mit Inga Waßmuß und Marisella Hirschmann, zwei weiteren Spielerinnen des 1. Frauenteam, stellte sie sich trotz der Enttäuschung unserem Supra-Interview. Und zum Glück verflog der Ärger über die knappe Niederlage rasch ...



Wie ist denn die aktuelle sportliche Situation der 1. Frauen?

Inga: Wir sind letzte Saison aufgestiegen und spielen nun in der Landesliga. In diese Saison sind wir so ganz in Ordnung gestartet. Zwei Siege, zwei Niederlagen – das ist für eine neue Liga, wo wir ja nicht wussten was uns erwartet, erst mal ganz ordentlich. Für das Pokalspiel konnten wir uns eigentlich auch nichts ausrechnen, die spielen schließlich eine Liga höher und stehen da ganz gut da. So gesehen haben wir uns heute nicht schlecht verkauft.

Und eure Abteilung? Wie hat die sich in den letzten Jahren entwickelt? Kommen da einfach auch viele Spielerinnen über den Namen FC St. Pauli zu euch – also dadurch, dass der Verein einfach bekannt und beliebt ist?

Inga: Ja, es kommen schon jede Menge Anfragen und da müssen wir auch tierisch viele ablehnen.

Marisella: Es gab mal eine Zeit, wo alle

kommen durften und sich das Training angucken konnten. Aber es ist schon auffällig, dass mit dem Aufstieg der Profis in die erste Liga damals und auch wieder mit dem Aufstieg in die 2. Bundesliga eine richtige Anfragemwelle kam. Derzeit haben wir einen Aufnahmestopp.

Inga: Es ist so: Wir haben in der Abteilung zwei Frauenteam. Die 1. Frauen spielen inzwischen ein wenig leistungsorientierter. Da gibt es eine klare Kaderplanung zu Saisonbeginn. Bei der 2. Frauen läuft es anders. Das Team ist prinzipiell offen, unabhängig vom sportlichen Niveau. Es ist aber auch dort so, dass das Team derzeit voll ist. Die haben fast 30 Spielerinnen auf dem Zettel. Da fehlen zwar immer welche, aber es muss ja auch gewährleistet werden, dass trainiert werden kann. Wenn die zu viele werden, macht es keinen Sinn mehr.

Sonja: Ich finde, dass es generell einen Boom im Frauenfußball gibt. Durch die Weltmeisterschaft nächstes Jahr in Deutschland ist das Thema einfach viel mehr in den Medien präsent. Das Angebot für Frauenfußball ist viel größer geworden. Das hat natürlich auch Auswirkungen auf das Niveau.

Inga: Klar, durch die Masse an Spielerinnen ist die Qualität deutlich gestiegen. Die Mädchen fangen inzwischen viel früher an zu spielen. Gerade bei den Mädchen sind die Zuwachsraten enorm und die sickern natürlich auch langsam durch in die Frauen ...

Sonja: ... Das wiederum ist auch ein Grund, der in die Überlegung reingespielt hat, ein leistungsorientierteres Frauenteam aufzumachen – damit man den Mädchen auch was nach dem Jugendbereich bieten kann und sie nicht den Verein wechseln müssen.

Gibt es denn bei St. Pauli alle Altersklassen bei den Mädchen?

Inga: Nein, wir haben nur drei Teams. Lange Zeit gab es lediglich ein B-Jugendteam. Das

hatte zur Folge, dass die bei uns nicht „groß“ werden konnten. Die haben spät angefangen und waren dann auch schnell aus dem Jugendbereich raus. Bis zur letzten Saison gab es kein A-Jugendteam. Da war der Sprung in den Frauenbereich riesengroß, so dass viele in dem Alter aufgehört haben. Der Verband hat nun endlich als Pilotprojekt eine A-Jugend-Liga ins Leben gerufen. Wir sind mit einem Team dabei. Das ist für uns auch neu, dass wir nun im Mädchenbereich expandieren. Natürlich würden wir da gerne noch mehr machen, auch für die jüngeren Mädchen, aber da kommen wir mit unseren Kapazitäten an die Grenzen. Wir sind ja weitestgehend autonom vom Verein. Die Mädchen gehören auch zu unserer Abteilung und eben nicht zur St. Pauli-Fußballjugend. Also müssen wir uns selber um den Spielbetrieb kümmern, TrainerInnen organisieren und was so dazugehört.

Wie groß ist denn eure Abteilung?

Inga: Die Frauenfußballabteilung des FC gibt es seit 20 Jahren und sie ist in den letzten Jahren rasant gewachsen. Sie besteht aus zwei Frauen- und drei Mädchenteams und umfasst etwa 150 Mitglieder. Inzwischen hat sich auch ein kleiner Fankreis gebildet, der uns bei unseren Spielen supportet. Das sind witzigerweise überwiegend Männer, unsere Spielerinnen-Männer. Als es bei den 1. Frauen letzte Saison um den Aufstieg ging, da war dann sogar richtig was los auf den Rängen. Das ist natürlich schön. Was uns vielleicht von anderen Abteilungen unterscheidet, ist, dass wir neben der Abteilungsordnung vor zwei Jahren ein Selbstverständnis verfasst haben.

Marisella: Die Idee kam in der Phase auf, als die Abteilung so schnell gewachsen ist. Da haben wir beschlossen, dass wir für uns ein Selbstverständnis brauchen. Was für uns wichtig ist ...

Sonja: ... also beispielsweise gegen Diskriminierung einzutreten ...

Marisella: ... die Entscheidung, ein Leistungsteam zu etablieren, haben wir in einem basisdemokratischen Prozess gefällt. Später konnten alle Spielerinnen selber angeben, was sie meinen, in welchem Team sie spielen können und wollen.

Inga: Ob wir all unseren Ansprüchen in der Wirklichkeit gerecht werden, ist dann immer noch ein anderes Kapitel. Mit unserem Selbstverständnis haben wir aber eine gute Grundlage. Mit dem wachsenden Leistungsanspruch müssen wir eben aufpassen, wie sich die Abteilung verändert. Früher hat sich das meistens von selbst reguliert. Wer mit diesem politischen Ding und St. Pauli nichts zu tun hatte, ist in der Regel nicht lange bei uns geblieben. Die Gründe, warum Spielerinnen inzwischen zu uns kommen, sind einfach auch andere.

Marisella: Aus dem ganz alten Frauenteam sind ja auch kaum noch Spielerinnen da. Da hat sich in den letzten Jahren wirklich viel verändert.

Sonja: Bei mir hat es auch zwei Jahre gedauert, bis ich selbst Aufgaben übernommen habe ...

Was sind das für Aufgaben?

Sonja: In der Abteilung gibt es verschiedene Gruppen, die sich regelmäßig treffen und in denen dann die Spielerinnen aktiv sind. Es

gibt natürlich auch so Sachen wie das alljährliche Antira-Turnier. Da müssen dann alle ran und mithelfen. Ansonsten unterstützen wir seit einigen Jahren ein Straßenfußballprojekt in Kenia. Eine Gruppe von uns organisiert zum Beispiel Kickerturniere, um Spenden zu sammeln. Darüber hinaus planen wir für das kommende Jahr im Rahmen der 100-Jahr-Feier ein großes Frauenfußballturnier im Stadion mit Teams, denen es wie uns ergeht.

Inga: Wir wollen Teams aus Traditionsvereinen einladen, bei denen Frauenfußball genauso wie hier im Verein ein Nischendasein führt und die sich im Idealfall auch selbst verwalten.

Marisella: Wir haben tatsächlich noch nie selber ein Turnier organisiert. Die Einladungen gehen demnächst raus und wir sind ganz gespannt, was so zurückkommt – zum Beispiel aus Hoffenheim oder ... (Gelächter)

Inga: ... das ist jetzt aber mal echt ein schlechtes Beispiel ...

Marisella: ... na gut, dann eben Kickers Offenbach oder Hannover 96.

Wie ist denn euer Verhältnis zum Verein?

Inga: Grundsätzlich ist es so, dass wir recht autonom agieren. Mit der Lizenzspielerabteilung haben wir nicht viel zu tun. Das ist aber bei allen Amateursportabteilungen im Verein so. Ansonsten gibt es aber zumindest keine nennenswerten Konflikte. Das war vor 20 Jahren natürlich noch ganz anders, da hat sich die Frauenfußballabteilung gegen wirk-

lich erbitterte Widerstände gründen müssen. Das hat sich im Laufe der Jahre alles reguliert.

Seid ihr denn eher aus diesem politischen Ding zum FC St. Pauli gekommen oder wie kamt ihr in die Mannschaft ...

Alle: Team!

Sonja: Ich bin wegen des FC St. Pauli zur Abteilung dazugestoßen ...

Inga: ... nachdem du beim HSV gespielt hast ... (lacht)

Marisella: Ja, an Sonja kann man genau den Unterschied von unserer Abteilung zu anderen Vereinen sehen, wo es viel stärker um Leistung geht. Da ist es natürlich toll, wenn die Leute zu uns kommen. Da steckt dann auch ordentlich Herzblut drin.

Aber wo ihr mich gerade bei dem Begriff „Mannschaft“ korrigiert habt: Wie ist das mit dem Sprachgebrauch im Frauenfußball?

Inga: Wir achten schon darauf, dass wir keine männlichen Formen verwenden, also nicht von „Spieler“ oder „Hintermann“ reden. Aber das hat nichts mit Dogmatismus oder so zu tun. Es sind ja nun mal Frauen, die auf dem Platz stehen. Also heißt es auch „Team“ oder „Torfrau“.

Marisella: Ich fand es am Anfang, als ich hierher kam, albern, aber bei mir hat sich das schnell geändert. Ich finde es inzwischen normal, „Torfrau“ zu sagen. Alles andere stößt mir dann unangenehm auf.

Sonja: Es ist ja auch eine Frage des Respekts. Interessant ist zu beobachten, dass sich das auch im Fernsehen geändert hat. Bei der Übertragung eines Frauenfußballspiels werden inzwischen doch in der Regel die weiblichen Formen benutzt.

Inga: Fußball war aber nun mal lange Zeit ein Männersport und da ist es klar, dass die Begriffe alle männlich geprägt sind. Es ist ein langer Weg, das zu verändern.

Sonja: Im Fußball sind die Strukturen natürlich besonders festgefahren. Es gibt ja auch

keine schwulen Fußballer und auch keine lesbischen Fußballerinnen. Auch bei den Frauen wird das vom Nationalteam bis in die unteren Ligen auf jeden Fall massiv tabuisiert. Da geht es mehr darum, dass die Spielerinnen schöne lange blonde Haare haben. Die Figur steht im Mittelpunkt und nicht das spielerische Vermögen.

Inga: Das Bild der Spielerin hat sich auch gewandelt. Heutzutage wird Fußball von viel mehr Normalo-Frauen gespielt. Früher war Frauenfußball viel randständiger und da haben sich dort auch eher die Randgruppen versammelt. Der Vorteil ist inzwischen, dass man nicht mehr angequatscht wird: „Was? Du spielst Fußball?“

Sonja: Ich meine, Amerika ist da das beste Beispiel. Wo steht geschrieben, dass Fußball eine Männersportart ist? Es hat sich in die eine Richtung entwickelt, das kann sich aber auch ändern. Heutzutage geht das aber natürlich auch einher mit einer massiven Vermarktung des Spiels.

Hat die Weltmeisterschaft nächstes Jahr in Deutschland eurer Meinung nach großen Einfluss auf die Entwicklung?

Sonja: Sicherlich, denn da wird einfach gerade viel Geld reingesteckt. Es bleibt aber abzuwarten, was davon als Effekt überbleibt. So ist in Amerika die Begeisterung für Frauenfußball nach der WM damals recht schnell wieder abgeebbt. Ein bisschen hab ich auch die Befürchtung, dass es in Deutschland weniger um die Entwicklung des Frauenfußballs geht, sondern darum, sich als tolle Nation abzufeiern. So ein Event wie die WM bietet aber auch Chancen. Denn es gibt durchaus interessante Entwicklungen: So müssen inzwischen alle Männer-Bundesligaverene auch ein Frauenteam vorweisen. Dies verdeutlicht, dass von offizieller Seite der Frauenfußball nicht mehr einfach ignoriert werden kann.

Jonas Füllner



„EY, DU SCHEISS SCHWUCHTEL!“

O-Ton Millerntor

Fußballstadien sind meist unangenehme Orte für Lesben und Schwule. Viele Sportfunktionäre, Spieler, Trainer, Journalisten und Fans sind sich da einig: Fußball ist ein Sport für harte Männer und Homosexualität findet da keinen Platz. Entsprechend beschissen ist die Stimmung in vielen Kurven. Ich habe mich mit dem Captain, einem Gründungsmitglied von Queerpass St. Pauli, dem schwul-lesbischen Fanclub unseres FC, getroffen, um über Homophobie im Fußball und Gegenstrategien zu sprechen.

Queerpass ist der erste schwul-lesbische Fanclub des FC St. Pauli. Wann habt ihr euch gegründet und warum?

Das war in der Abstiegssaison 2002/03. Ein paar von uns waren zu der Zeit schon im Stadion und kannten sich auch. Irgendwann haben wir uns gefragt, warum wir eigentlich nicht zusammen stehen, das würde doch ein Zeichen setzen. Also haben wir uns zusammengesetzt und überlegt, wie wir das machen wollen und dann gab's uns. Wir haben eine Annonce im Hinnerk geschaltet, auf die sich gleich zwölf Leute gemeldet haben.

Hinnerk ist ein Schwulenmagazin, das wird ja eher nicht von Lesben gelesen. Ihr wart am Anfang nur Schwule. Wie ist das Verhältnis mittlerweile?

Wir haben relativ wenig Frauen. Wir wissen von vielen Lesben, die kennen uns auch, aber ich glaube, es gibt da eine Barriere. Das ist sehr schade.

Wie viele seid ihr, wenn ihr zusammen ins Stadion geht?

Mit Freunden sind wir so 25 Leute. Es gibt aber auch noch welche, die wollen woanders stehen. Es gibt sogar welche, die wollen sitzen.

Würde ich auch manchmal gern.

Echt? Wenn ich es mit fast 50 noch hinkriege,

da rumzustehen ... Ich finde sitzen langweilig. Ich kann das nicht. Irgendwann fang ich auch an zu pöbeln, da muss ich stehen. Von daher sind wir ganz normale Fußballfans.

Davon bin ich ausgegangen.

Ja, du. Aber was ich schon an Fragen erlebt hab. Wir geben ja auch Mainstream-Medien Interviews. Das läuft immer nach dem gleichen Muster: Wann habt ihr euch gegründet? Auf welchen Spieler steht ihr? Und: Wisst ihr einen Spieler aus der Bundesliga, der schwul ist? Unglaublich. Hallo, uns geht's um Fußball, wir suchen keinen neuen Partner im Club, wir wollen gemeinsam ins Stadion gehen. Zu 95 Prozent unterhalten wir uns über genau dieselben Themen wie auch in Hetero-fanclubs, aber diese 5 Prozent Unterschied, also zum Beispiel mit nem Küsschen begrüßen ... Obwohl, das darf man mittlerweile ja auch als Hetero. Ansonsten gibt es ganz unterschiedliche Bedürfnisse bei Queerpass, einigen ist der politische Aspekt sehr wichtig, andere wollen einfach nur Fußball sehen.

Welche gemeinsamen Ziele verfolgt ihr denn?

Im Stadion soll jeder seinen Spaß haben und jeder soll sich wohlfühlen. Ich hab's einfach über Jahre erlebt, dass ich mich nicht wohlfühlt habe. Wenn man im Stadion steht und da schreien während des Spiels dreimal Leute „Scheiß Schwuler“ oder „Steh auf, du

Schwuchtel“ auf den Platz ... Du wirst zwar nicht persönlich angegriffen, aber du fühlst dich einfach nicht wohl. Und dann hab ich irgendwann gedacht: Da geh ich einfach nicht mehr hin, was soll das? Für mich war dann die Gründung von Queerpass ein Wendepunkt, da habe ich mir auch wieder ne Dauerkarte besorgt. Ich hatte vorher von 1978 an eine. Obwohl, 1978 war das gar nicht nötig, da war das Stadion noch nicht so voll.

Fußballstadien sind Orte, an denen offene Homophobie noch sehr verbreitet ist ...

Na klar, das Stadion ist eine Männerbastion. Ich weiß noch, als sich in Köln der schwule Fanclub gegründet hat, die sind auch erstmal ganz blöde beäugt worden und da wurde gesagt: „Euch gehört schon die halbe Stadt, lasst uns doch wenigstens das Stadion!“

Am Millerntor herrscht im Vergleich zu anderen Stadien ein tolerantes Klima. Habt ihr offene Anfeindungen aus der St.-Pauli-Fanszene erlebt?

Nicht gegen den Fanclub an sich und auch nicht gegen einzelne Leute. Aber als wir 2008 unsere Flyer im Stadion verteilt haben, gab's schon welche, die gesagt haben: Was soll denn jetzt schon wieder dieser Schwulenkram! Das war in der Nordkurve.

St.-Pauli-Fans sind von der politischen Einstellung her ja eher links und das bedeutet für mich zumindest immer Toleranz gegenüber Anderssein. Ich seh das ja bei anderen schwulen Fanclubs in anderen Stadien, die sind längst nicht so weit. Da wo wir stehen, also in der Gegengerade, guckt keiner sonderbar, wenn wir uns mit Küsschen begrüßen. Da hab ich in den letzten fünf Jahren nicht einmal nen schwulenfeindlichen Spruch gehört. Das klappt schon. Ich glaube, die Nord ist da besonders schlimm.

Immer die Nord ...

Ja ... Aber die wird ja abgerissen.

Wo würdest du eure Erfolge ausmachen?

Wir sind mittlerweile zuverlässige Ansprechpartner für den Verein und die Fanszene. Mit dem Sprecherrat und dem Fanladen arbeiten wir eng zusammen. Wenn es im Stadion oder drumherum Probleme gibt, werden wir gefragt. Wir haben durch unser Selbstbewusstsein erreicht, dass andere schwul-lesbische Fanclubs auch selbstbewusster geworden sind. Auf St. Pauli ist es selbstverständlich, mit seinem Schwulsein offen umzugehen, das ist in Burghausen beispielsweise nicht so. Wir sehen uns als eine Bastion gegen Diskriminierung. Irgendwann wollen wir Ansprechpartner sein für alle Fans, die hier in irgendeinem Bereich diskriminiert werden.

Aber geht da nicht der Kern verloren?

Du hast natürlich vollkommen Recht, man darf das nicht zu sehr zerfleddern. Wir sind schon in erster Linie ein schwul-lesbischer Fanclub.

Ihr seid Mitglied in dem Dachverband QFF - Queer Football Fanclubs, in dem mittlerweile 19 Fanclubs, vorwiegend aus Deutschland organisiert sind. Gibt's da auch die typischen Konflikte zwischen den Anhängern rivalisierender Vereine?

Ich würd sagen, wir sind geschmeidiger. Es eint uns dann eher das Schwulsein. Natürlich gibt es hier und da Sticheleien, besonders gegen die Bayern. Ansonsten, naja, Stuttgart und Karlsruhe, das ist ein Verhältnis wie St. Pauli und HSV, das geht eigentlich nicht so gut zusammen, aber jetzt funktioniert's. Da brauchte es erstmal ein paar Brücken, die vorsichtig gebaut werden mussten. Es ist ein Ziel des Dachverbandes, dass es auch über die Grenzen der Vereine hinweg Fanfreundschaften gibt, dass zum Beispiel Dortmunder zusammen mit Bayern

zum Spiel FC St. Pauli gegen Bielefeld gehen. Das soll ein Zeichen setzen.

Der Deutsche Fußballbund hat das Nationalspiel Deutschland gegen Finnland zum Aktions-tag gegen Homophobie erklärt, der Fanclub Nationalmannschaft wird in dem Rahmen die Leipziger Erklärung „Gegen Diskriminierung im Fußball“ unterschreiben. Unter Theo Zwanziger ist schon eine positive Entwicklung beim DFB zu verzeichnen ...

Auch wenn der DFB immer kritisch beäugt wird, finde ich gut, dass Theo Zwanziger wirklich sehr offen ist und uns auch einbezieht in die Planungen. Zu dem Spiel sind wir auch eingeladen worden.

Für viele organisierte Fußballfans ist der DFB ja eher kein Ansprechpartner, ihr habt da nicht so die Berührungängste. Warum?

Ich weiß, dass es da natürlich Probleme gibt. Da sind wir schon anders. Wir denken, dass wir nur was erreichen können, wenn wir mit allen zusammenarbeiten. Nicht anbiedern, da haben wir auch keinen Bock drauf. Der DFB ist ein großer Verband und wir sind eine verschwindend kleine Gruppe. Als QFF sind wir 700 Leute, das ist noch nicht so üppig.

Die Reaktionen des DFB auf das letzte Auswärtsspiel von St. Pauli in Rostock waren aber schon – wie soll man sagen – mindestens total unverständlich. Unsere Spieler werden aufs Übelste rassistisch beleidigt, ein ganzes Stadion ruft homophoben Scheiß („Wir haben einen Hassgegner – das sind die schwulen Hamburger“) und es passiert einfach nichts.

Danach gab's Gespräche mit Theo Zwanziger und er soll gesagt haben, dass er gerne etwas unternommen hätte, aber einfach keine Rückendeckung vom restlichen Vorstand bekommen hat. Er hat gesagt: „Wir wissen jetzt darum und wir werden was machen.“ Aber

zu behaupten, sie wüßten nicht, aus welcher Kurve das kam ... Wir haben damit angefangen, klar.

Als Rostock dann hier gespielt hat, gab's im Stadion Regenbogenfahnen, eine gute Antwort?

Wir sind eigentlich alle keine Freunde von solchen Logos, das ist so furchtbar Klischee. Es ist schon ein nützliches Zeichen, weil es international gebraucht wird. Aber ich muss nicht im Stadion so ne Flagge hochhalten. Wir haben ein großes Banner gemacht, das dann leider in der Pyroshow von Rostock untergegangen ist. Da stand drauf: „Es grüßen die schwulen Hamburger! Homophobie – Alltag in Rostock?!“ In dem Moment, als wir das Banner losgeschickt haben, gingen vom Gästeblock die Pyros los und in der Folge hat St. Pauli das Spiel noch gedreht und Hansa verloren. Wer weiß, vielleicht fühlten sich die Rostocker ja von uns provoziert, wovon sich wiederum unsere Mannschaft provoziert gefühlt hat, und wir haben praktisch das Wunder eingeleitet.

Beim Aktionstag gegen Homophobie im Oktober 2007 am Millerntor beim Spiel gegen Wehen Wiesbaden hat unsere Mannschaft ein Banner ins Stadion getragen, auf dem „Kein Platz für Schwulenhatz“ geschrieben stand ...

Wir haben uns im Vorfeld der Aktion mit der gesamten Mannschaft getroffen und diskutiert, ob sie das Banner reintragen würden. Boll, Schultz, Meggle ... Die haben alle gesagt: Hey Kinners, ihr könnt uns alles in die Hand drücken, wir tragen hier alles rein.

Fanden sie die Aktion dann auch gut oder wollten sie das einfach schnell abhaken?

Also die, mit denen wir länger gesprochen haben, fanden die Idee gut. Die haben

gesagt: Wir unterstützen das. Wir haben auch vor fünf Jahren ein T-Shirt vom ganzen Team unterschrieben bekommen. Einer von uns hatte ein Probetraining mit der Mannschaft gewonnen. Er ist gleich am Anfang zu allen hingegangen mit dem Queerpass-T-Shirt, um es unterschreiben zu lassen und dann haben sie auch gefragt, was das ist, und die fanden das gut. Dann haben sie aber auch alle schön mit dem Arsch zur Wand geduscht und sich ganz fix umgezogen. Da waren sie schon auch ein bisschen ängstlich.

Thomas Meggle erklärte letztes Jahr auf einer Veranstaltung im Fanladen, dass die Gesellschaft bereit sei für das erste schwule Outing eines Bundesliga-Profis. Teilst du diese Meinung?

Ich persönlich denke nicht, dass die Zeit reif ist. Die Spieler bleiben ja oft nur zwei Jahre bei einem Verein. Wenn sich ein Spieler bei St. Pauli outen würde, hat er wahrscheinlich hier null Probleme, aber das geht dann schon los in den anderen Stadien. Und wenn er dann erst zu einem anderen Verein wechselt, wird er schon eher Probleme haben. Und es ist ja eigentlich auch scheißegal. Wir sagen: Was bringt es uns, wenn sich ein Spieler outet? Der wird wahrscheinlich von den Medien Tag und Nacht verfolgt. Deshalb kann ich es keinem empfehlen. Ich bin mal zitiert worden mit dem Spruch: „Mir ist es egal, ob ein Schwuler den Ball tritt oder ein Hetero. Hauptsache, er trifft.“ So isses.

Berlin und Hamburg haben schwule Bürgermeister, ein Schwuler wird wahrscheinlich bald neuer Außenminister. Warum keine schwulen Bundesligaspieler?

Bei Fußballern ist das was Anderes. Die haben einfach Fans, die lieben sie. Heteros haben Bilder von ihren Lieblingsfußballern zuhause hängen, sie tragen das Trikot mit seiner

Nummer und seinem Namen und sind da stolz drauf. Und wenn der jetzt sagt: „Hey Kinners, ich bin schwul“, dann hat der Hetero natürlich richtig Probleme. Bei Leuten, die grundsätzlich nur in Schubladen denken, ist das schon noch ein Problem.

Plant ihr in nächster Zeit Aktionen, die wir ganz exklusiv rausposaunen dürfen?

Weißt du, wo bei dir in der Ecke die Stadionordnung hängt?

Nee.

Nee. Die fällt nämlich überhaupt nicht auf, die ist teilweise an solchen Unorten, wo wirklich kein Mensch hingeht. Da steht dann irgendwie ne Wurstbude davor oder die ist schon total verwittert. Wir wollen eine Aktion machen, dass man als Fanclub eine Patenschaft übernehmen kann für eine Stadionordnung ... Man zahlt nur die Herstellungskosten und kann dann den Paragraphen, der einem selber besonders wichtig ist, hervorheben. Wir würden voranschreiten, und dann wird § 6 (2) a) größer geschrieben.

Stadionordnung ist immer so ... so ne autoritäre Angelegenheit. Meinst du, das stößt auf viel Gegenliebe bei anderen Fanclubs?

Ist schon schwierig, ja, aber ich finde gut, dass es die gibt. Wir wollen das als Auffänger nutzen und hoffen, dass es bei den Fanclubs einfach sackt, dass die Leute im Stadion Zivilcourage beweisen, einschreiten und andere darauf aufmerksam machen, wenn ihr Verhalten scheiße ist.

Vielen Dank für das Interview!

Charly Traktor

www.queerpass-stpauli.de

Stolperstein



Am 24. Mai 2009 wurde auf Initiative des Boxclubs Hanseat Hamburg vor der Roten Flora ein Stolperstein zu Ehren von und zum Gedenken an Johann „Rukeli“ Trollmann verlegt. Im Verlauf seiner Karriere hatte der aus einer Hannoveraner Sinti-Familie stammende Trollmann mehrfach im früheren Flora-Theater geboxt.

1933 wurde er Deutscher Meister im Halbschwergewicht. Sein Titel wurde ihm unter dem Druck der Nazis nach acht Tagen wieder aberkannt, 1934 musste Johann Trollmann seine Boxkarriere beenden. Nach der Ausweitung der sogenannten Rassengesetze auf Sinti und Roma war er gezwungen, sich einer Sterilisation zu unterziehen, um nicht ins KZ zu müssen. 1939 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und an die Ostfront geschickt, von wo er 1941 verwundet zurückkehrte. 1942 wurde er in das KZ Neuengamme verschleppt und 1944 im Nebenlager Wittenberge (Elbe) ermordet.

Johann „Rukeli“ Trollmann war einer von mehr als 500.000 Sinti und Roma, die dem mörderischen Nazi-Regime zum Opfer gefallen sind.



toodot®

www.toodot.net

**ich habe was, was du nicht hast
und das ist schön! Verziert eure Welt mit**

Handgemachtem: Kreisel, Spiele, Bücher

Taschen Persönliches, Holzschnitt, Karten, Buttons

Geschenke Liebevolles, Comics, Bilder, Liebevolles, Persönliches

Klamotten Accessoires, Karten, Lustiges

Streetart Kuscheliges, Skurriles, Taschen, Holzschnitt, Spielzeug

kunst kiosk

& wechselnde Ausstellungen!

Geöffnet von Mo-Sa 11-22 Uhr * Paul-Roosen-Str 5 22767 Hamburg
kunstkiosk@gmx.de * www.kunstliosk-hamburg.de * www.myspace.com/kunstkioskhamburg

„Du musst halt diesen Schritt gehen und [...] dann wirst du für deinen Mut belohnt.“



Wer sich in Hamburg für Street Art interessiert, wird sie kennen: die Altona Stencil Artists Anne Pfirsich, Dash3Ultra, Piroh und Quasikunst, die nicht nur unsere Stadt aufschmücken, sondern auch die Assoonas Gallery in der Wohlers Allee betreiben. Wir haben die Vier in ihrem Gemeinschaftsatelier getroffen, das gleichzeitig auch anderen KünstlerInnen als Galerie zur Verfügung steht.

Ihr seid in erster Linie ein Künstlerkollektiv. Wie habt ihr zusammengefunden?

Anne: Wir haben mehr oder minder durch Zufall zusammengefunden. Der eigentliche Initiator war Artiste Ouvrier aus Paris, er hatte hier eine Zeitlang sein Atelier, da sind wir nach und nach alle reingestolpert und dann hat sich das entwickelt.

Piroh: Zusammengekommen sind wir Ende 2006, Anfang 2007.

Dash: Die Altona Stencil Artists haben wir zusammen mit Pierre (Artiste Ouvrier) gegründet.

Anne: ...auch um eine Ausstellung zu benennen.

Dash: Die Idee eines Künstlerkollektivs hatte Pierre eh schon länger, er hat in Paris auch ein Kollektiv, die WCA – Working Class Artists.

Anne: Das ist quasi unser Schwesterkollektiv, die waren auch schon in Hamburg und haben bei uns ausgestellt.

Warum seid ihr auf die Idee gekommen, eine Galerie zu gründen?

Piroh: Das war eine Notlösung. Als Pierre weggegangen ist, wollten wir natürlich hier bleiben und mussten das auch weiter finanzieren. Da kam die Idee auf, die Räume auch anderen Künstlern zur Verfügung zu stellen, Ausstellungen zu organisieren.

Dash: Daher kommt auch der Name As Soon As – so schnell wie es geht eine Lösung finden.

Anne: Und da steckt auch ASA drin.

Dash: Eigentlich kommt der Name aber von

FKDL, auch ein Künstler aus Paris. Der meinte mal zu uns, als wir in Paris waren und da sehr schnell gemalt haben: „Ey, As Soon As Crew!“ Er kannte ASA schon und hat das abgewandelt. Zurück in Hamburg haben wir darüber geredet und uns für den Namen entschieden.

Anne: Das sah schön aus, irgendwie wie Amazonas, Azonas ...

Dash: Irgendjemand fühlte sich auch an eine lateinamerikanische Band erinnert.

Quasi: Oder an ASS ON ASS.

Anne: Wir haben vorher hier unsere Arbeiten auch ausgestellt, unsere Gemeinschaftsarbeiten und unsere Solosachen.

Dash: Das wurde mit der Zeit etwas langweilig.

Anne: Und da es eh an Plattformen fehlt für Künstler, die noch nicht so bekannt sind oder irgendwelche Beziehungen haben, dachten wir uns: Fragen wir doch einfach mal ein paar Künstler, ob sie Lust hätten, bei uns auszustellen. Das hat ganz schnell großen

Anklang gefunden. Und dann ging's los mit Holzweg und wir haben einfach Flyer gedruckt und verteilt und schwuppdiwupp kamen Leute und wir hatten die erste Ausstellung.

Piroh: Im November 2008 war das.

Assoonas ist keine typische Galerie. Ihr habt hier immer noch euer Atelier ...

Anne: Das ist auf jeden Fall nicht nur eine Galerie. Das ist ein Treffpunkt, ein Atelier, eine Werkstatt, manchmal sitzen wir auch abends und grillen. Hier ist auch jeder herzlich willkommen, das soll ein offener Raum sein für Entwicklung und für Kommunikation. Quasi: Wir haben hier das coolste Atelier überhaupt. Hier arbeiten wir und der Raum um uns rum wandelt sich ständig durch die Ausstellungen, die hier stattfinden. Zur Vernissage sieht das hier schon sehr nach einer Galerie aus, aber spätestens am Montag stehen die Tische wieder drinnen und wir arbeiten weiter.



Anne: Wer sich hier die Ausstellungen ansehen will, muss damit rechnen, dass wir hier sitzen und arbeiten. Hier gibt's keine weiße Wand und einen sauberen Boden, sondern die Leute kommen direkt in die Aktion rein und werden Teil des Geschehens. Es geht uns nicht nur um das Zeigen von Bildern, wir wollen auch zeigen, was außenrum passiert. Die Künstler dürfen auch die Wände bemalen. Sie sollten es halt so hinterlassen, wie sie es vorgefunden haben.

Quasi: Im besten Falle. (Gelächter)

Nach welchen Gesichtspunkten wählt ihr die Künstler aus?

Dash: Eigentlich war die Idee, Künstler zu nehmen, die vorher noch nie ausgestellt haben. Später haben wir das etwas erweitert auf Künstler, die noch nie in Hamburg ausgestellt haben, also hier ihre erste Ausstellung haben.

Piroh: Es muss uns halt gefallen.

Die meisten bekannteren Namen aus dem Hamburger Street-Art-Umfeld konntet ihr ja schon hier ausstellen ...

Anne: Eigentlich schon. Die meisten in Hamburg aktiven Leute waren schon hier.

Dash: Was auch sehr nett war, wir haben viele neue Leute kennengelernt.

Quasi: Nicht nur das, denn viele Künstler haben sich auch über die Galerie erst gegenseitig kennengelernt. Sie sind ins Gespräch gekommen: „Ach, du hast auch schon da ausgestellt?“ Ob das jetzt gut oder schlecht für uns ist ... (lacht)

Anne: Die ersten Ausstellungen waren auch zack-zack-zack hintereinander.

Quasi: Ja, am Anfang hatten wir die Ausstellungen im Zweiwochentakt, teilweise waren die Ausstellungen auch nur eine Woche wie bei Dr. Ocioso und Achtern, die nacheinander ausgestellt haben.

Anne: Wir haben hier zwar vorwiegend



Street-Art-Ausstellungen, aber wir hatten auch schon Öl- und Acrylmalerei, wir sind da eigentlich ganz offen, es muss uns halt gefallen. Wir machen aber auch andere Sachen, zum Beispiel hatten wir Russell Howze aus den USA hier, der hat zusammen mit TXMX sein Buch „Stencil Nation“ vorgestellt.

Dash: Es gibt hier auch die Möglichkeit, was Anderes, Neues auszuprobieren. Wir sind eine interkulturelle Begegnungsstätte.

Anne: Ganz genau.

Die Wohlers Allee ist ja fast schon ein ruhiges Fleckchen Erde. Kommen auch Leute in die Galerie, die nicht gezielt zu euch wollen?

Anne: Doch, doch. Also wenn wir Party machen, schon. Leute, die auf'm Kiez unterwegs sind, kommen dann schon mal rein. Die Galerie befindet sich in einer ausgesprochen guten Lage, eigentlich. Gegenüber ist der Park. Wir haben hier gleich die Sternbrücke, befinden uns also eigentlich mitten in der Stadt.

Dash: Zu den Öffnungszeiten ist das Gartentor offen und dann kommt es schon vor, dass hier mal Leute reinspazieren.

Aber das Tor stellt schon eine gewisse Hürde dar. Man weiß nicht genau, ob man hier richtig ist, wenn man zum ersten Mal vor dem Eingang steht.

Quasi: Die meisten denken halt nicht, dass hinter der Garage der Innenhof ist und dann die Galerie. Die Reihenfolge ist etwas dubios. Wir machen das Tor immer auf, wenn die Galerie geöffnet ist, unter Umständen muss man es noch richtig hochziehen und dann muss man keine Hemmungen haben, hier reinzukommen.

Piroh: Der erste Schritt ist immer der schwerste.

Quasi: Du musst halt diesen Schritt gehen und dann kommst du hier auf den Hof und wirst für deinen Mut belohnt – Schritt für Schritt.

Wie wird denn die nähere Zukunft der Assoonas Gallery aussehen?

Anne: Wir haben schon ein paar Künstler im Auge, die wir schon angesprochen haben oder noch ansprechen werden. Wir werden erstmal weitermachen, wenn der Sommer vorbei ist.

Quasi: Dann werden die Ausstellungen wieder muggelig.

Habt ihr nicht manchmal Angst, dass euch nichts mehr einfällt und die Ausstellungen langweilig werden?

Quasi: Ja doch, aber jedes Mal, wenn wir an dem Punkt waren, kam uns irgendeine unglaublich witzige oder auch dumme Idee oder auch ne gute Idee ... oder wir bekamen etwas in die Hände, was einfach großartig ist. Aber wenn du so was machst, brauchst du auch mal Zeit zum Durchatmen ...

Dash: Es war ganz gut, dass wir im Sommer eine kleine Pause gemacht haben, da konnten wir uns mehr Zeit für andere Dinge nehmen. Wir haben gemeinschaftlich an ein paar Projekten gearbeitet, wir konnten uns wieder auf unsere Arbeit konzentrieren.

Quasi: Wir waren den ganzen Sommer über ASA, das Kollektiv, das einfach derbe viel malt.

Vielen Dank für das Interview!

CharlyTraktor / Fartboy

asasoonas Gallery
Wohlersallee 48

Öffnungszeiten:
je nach Ausstellung und Vereinbarung

www.myspace.com/altonastencilart
www.flickr.com/photos/altonastencilart
www.flickr.com/photos/assoonas



Häuserkampf 2.0

Gelegentlich erschallt in Hamburg auf Demonstrationen noch vom Lautsprecherwagen der altbekannte Ton-Steine-Scherben-Hit „Rauch-Haus-Song“. „Ihr kriegt uns hier nicht raus! Das ist unser Haus ...“, wird dann gerne von der Menge mitgegrölt – wohl mehr aus Nostalgie denn als ernst gemeinte Drohung.

Schließlich ist es seit den Häuserkämpfen um die Hafensstraße, die Rote Flora und die Wohnprojekte im Schanzenviertel und Karoviertel Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre in Hamburg deutlich ruhiger geworden. Lediglich nach der Räumung des Bauwagenplatzes Bambule kam es im Winter 2002/03 und den darauffolgenden Monaten noch einmal zu größeren Protesten. Ansonsten verlief die unter dem Titel „Wachsende Stadt“ vom CDU-Senat seit 2001 forcierte Stadtpolitik ohne nennenswerten Widerspruch. Natürlich mosert man individuell in Kneipengesprächen gerne über steigende Mieten, die Probleme, eine zentralgelegene Wohnung zu finden, und skrupellose Makler. Doch eine gemeinsame Form des Umgangs mit solchen Problemen war lange nicht in Sicht.

Im Jahr 2009 scheint nun einiges anders zu laufen. Während 200 KünstlerInnen problemlos das Gängeviertel besetzen und die Polizei lediglich von einer Kunstaktion spricht, entwickelt sich aus vielen kleinen Konfliktfeldern langsam so etwas wie eine Bewegung. So beteiligten sich bis zu 300 Menschen Anfang September an einer „Walzerparade gegen steigende Mieten und Gentrification“. Am 16. September protestierten bereits mehrere hundert AnwohnerInnen im Rahmen einer „Öffentlichen Anhörung“ gegen den geplanten IKEA-Neubau in Altona und nur eine Woche später mussten auch die Investoren Köhler & von Bargen bei einer Informationsveranstaltung zum so genannten Bernhard-Nocht-Quartier erleben, dass sie mit ihren Plänen auf St. Pauli auf massiven Widerstand stoßen. Auch gegen die drohende Zerstörung des Grünzugs in Altona durch den Bau der Fernwärmetrasse für das Kraftwerk Moorburg laufen bereits Aktivitäten. Seit Jahren kämpfen darüber hinaus Menschen in Othmarschen und Bahrenfeld gegen den Abriss ihrer Kleingärten. So

unterschiedlich die Konfliktfelder sind, so sehr unterscheiden sich auch die Kampfformen: Die Initiative NO BNQ veranstaltete beispielsweise Anfang September ein unangemeldetes Straßenfest, die BewohnerInnen des Vorwerkstiftes verweigern im Streit mit ihrem Trägerverein die Mietzahlung, während die Initiative „Kein IKEA in Altona“ Unterschriften für ein Bürgerbegehren sammelte, mit dem die weitere Bauplanung für den Bau vorerst gestoppt werden konnte. Was die neue „Bewegung“ vereint, ist die individuell erlebte Ungerechtigkeit bei der Vergabe von Wohnraum, die Wut über steigende Mieten und der Ärger über die Umwandlung von städtischem in privates Eigentum.

„Es wäre jammerschade, wenn in Hamburg ein weiteres Stück Unangepasstheit ödem ‚Mainstream‘ zum Opfer fiel. Was, wenn Schickis, über die ich hin und wieder stolpere, bald neidisch fragen: ‚Was, du wohnst im Karolinenviertel? Du hast es aber gut!‘“ Mit diesem Ausblick auf das Sanierungsgebiet Karolinenviertel endet 1991 ein kritischer Hamburger Kneipenführer. Heute, fast 20 Jahre später, sind die „düsteren“ Annahmen längst Realität und die Frage würde inzwischen wohl lauten: „Was, du wohnst im Karolinenviertel? Das kannst du dir leisten?“ Denn die inzwischen gerne als Gentrifizierung beschriebene Veränderung der ehemals von ArbeiterInnen und MigrantInnen geprägten innerstädtischen Stadtteile Altona, Eimsbüttel und St. Pauli hin zu hippen Wohn-, Einkaufs- und Ausgehvierteln hat die Mieten in den vergangenen Jahren in die Höhe schnellen lassen. Aber nicht nur teurer, sondern immer höher und dichter werden die Viertel besiedelt und dadurch auch lauter und hektischer. Immer deutlicher wird derzeit, dass die „Aufwertungsprozesse“ in den innenstadtnahen Stadtteilen eben nicht eine Verbesserung darstellen, sondern vermehrt zu Verdrängungsprozessen führen. Sehr

anschaulich zeigt dies bekanntlich der Film „Empire St. Pauli“ (siehe Bericht in der letzten Supra-Ausgabe) von Irene Bude und Olaf Sobczak. Die zunehmende Privatisierung und Preissteigerung wird längst nicht nur als Eingriff in das eigene Wohnviertel, sondern als weitgehender Eingriff in das eigene Leben begriffen. Der individuelle Wunsch, samstagsmorgens beim Brötchenholen



nicht von einem Junggesellenabschied auf offener Straße überrumpelt zu werden, hat ebenso wie die Wut über Spekulanten und steigende Mieten seine Berechtigung. Offen ist jedoch, ob die Proteste sich eher darauf beschränken werden, kleine Inseln alternativer Lebenskultur zu bewahren, oder ob sich Orte wie das Centro Sociale oder das Gängerviertel wirklich zu einem Kontrapunkt zur Gentrifizierung entwickeln können, in denen die Forderungen nach selbstbestimmtem Leben und Wohnen weiterentwickelt werden können. Eine Analyse der gerade erst aufkeimenden Kämpfe fällt sicherlich noch schwer. Auf einen interessanten Aspekt verweist dabei der Künstler Christoph Schäfer in dem Interview auf Seite 48. Er geht davon aus, dass die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt in den letzten Jahrzehnten massive Auswirkungen auf den „städtischen Raum“ haben. Der selbständige Arbeiter im Postfordismus ist nicht nur darauf angewiesen, seine Subjektivität zum ersten Produktionsmittel zu machen, wodurch sich die Arbeit auf seine ganze Existenz ausdehnt und so die Trennung in Arbeit und Freizeit verwischt. Er braucht auch einen Ort zur Arbeit. Doch längst hat eine Dezentralisierung der Arbeit dazu geführt, dass nicht mehr überwiegend in großen Fabriken oder Büroetagen gearbeitet wird, sondern die Tätigkeiten vermehrt in kleinen Büros oder am eigenen Schreibtisch erledigt werden. So lassen sich die

aktuellen Auseinandersetzungen aus der Sicht von Christoph Schäfer gar als neue „Arbeitskämpfe“ verstehen. Beeindruckend ist derzeit vor allem die Dynamik der „Häuserkämpfe 2.0“: Im September erklärte der Gartenkunstnetz e.V. seinen Platz in der Eifflerstraße und die BewohnerInnen des Vorwerkstifts ihr Haus für besetzt. Die Mitglieder des gemeinnützigen Vereins Gartenkunstnetz wollen so den Verkauf ihres Geländes im Schanzenviertel verhindern. Seit Jahren präsentiert der Verein dort Theateraufführungen, Ausstellungen und Konzerte und bietet jedes Jahr ein Kunststipendium für eine Person an. Makabererweise will die Finanzbehörde durch den Verkauf an dem Ort eine „Kreativimmobilie“ ansiedeln. Nicht von den Folgen städtischen Privatisierungswahns sind dagegen die BewohnerInnen des Künstlerhauses Vorwerkstift im Karoviertel betroffen. Sie haben vielmehr mit einem eigenmächtigen Vorstand im Trägerverein zu kämpfen, der zudem versucht hat, BewohnerInnen per Klagen aus dem Haus zu drängen. Die KünstlerInnen fordern den Rücktritt des jetzigen Vorstandes der Stiftung Freiraum e.V. und eine Re-Demokratisierung des Vereins, damit sie wieder ungestört künstlerisch forschen, arbeiten und experimentieren können. Aus diesem Grund zahlen die BewohnerInnen ihre Miete derzeit lediglich auf ein Sperrkonto, um so den Druck zu erhöhen. Mit viel Elan und neuem Mut stürzen sich



derzeit überall in Hamburg die Leute in die Auseinandersetzungen. Eine Vernetzung bieten dabei die Recht-auf-Stadt-Treffen im Centro Sociale. Das Potenzial der „Bewegung“ wird sich in den kommenden Wochen zeigen. Festzuhalten bleibt, dass Gentrifizierung kein unaufhaltbarer Prozess ist. Die Verdrängung alteingesessener Bevölkerungsschichten mag bereits weit vorgeschritten sein. Doch Einfluss auf die Entwicklung des Wohnungsmarktes haben beispielsweise nicht nur profitgierige Investoren, Einfluss kann auch die Stadt Hamburg nehmen. Dass der Wohnungsmarkt sich momentan vollkommen marktförmig „selbst reguliert“, ist die Folge einer verfehlten Wohnungs(bau)politik. Zwar kündigt St. Paulis Bezirksamtschef Schreiber von der SPD inzwischen die Einführung einer sozialen Erhaltensverordnung an. Für stabile Mieten sind jedoch andere Instrumente vonnöten, zum Beispiel eine Mietobergrenze auch für Neuvermietungen. Zudem stellt sich die Frage, warum die rot-grüne Bezirksmehrheit auf St. Pauli nicht längst zu solchen Mitteln gegriffen hat. In Hamburg wird jedoch weiterhin versucht,

mit dem Verkauf städtischen Eigentums Profit zu erwirtschaften, statt Druck auf die Investoren auszuüben und die Interessen der Bevölkerung zu berücksichtigen. Hoffnung bieten jedoch die aktuellen Proteste. Ein IKEA-Sprecher ließ über das Abendblatt bereits verlauten: „Wir wollen in Altona willkommen sein - gegen anhaltende Proteste machen wir das nicht.“ Besetzte Häuser und verunsicherte Investoren gab es in Hamburg schon lange nicht mehr. Wir sagen: „Weiter so ...“

Jonas Füllner

*Anmerkung:
Einen guten Überblick, wie auf Kosten der Geringverdienenden St. Pauli umstrukturiert wird, bietet der Text „Exklusiv wohnen und arbeiten auf'm Kiez“ von Linda Fischer und Steffen Jörg. Ihr findet den Text auf der Homepage zum Film www.empire-stpauli.de*



ACTION PAINTING

THE ART OF GETTING OVER THE FENCE



Action Painting

Zäune, Mauern, Schächte.

Noch mehr Zäune.

Wir schleichen uns im Schutz der Unberktheit durch die Gebüsch und Winkel, verstecken uns beim leisesten Verdacht.

Haben uns gut vorbereitet.

Die Sprühdosen enthalten keine Fingerabdrücke mehr.

Wir haben die Farben gut geschüttelt.

Nun sind sie nach Ton sortiert und mit dem richtigen Aufsatz, der Spraycap versehen, in unserem unauffälligen Transporttäschlein verstaut.

In der Vordertasche haben wir Handschuhe und eine Ski-Maske.

Wir suchen den Zaun ab, finden die Lücke, die wir schon Tage vorher ausgespäht haben.

Wir wissen: Der Wachdienst geht gerade woanders seiner niederträchtigen Beschäftigung nach und wir haben ab jetzt 15 min Zeit, einzudringen.

Und versuchen unser fullcolor Wholecar durchzuziehen.

Es wird nicht einfach, unser Konzept besteht aus dem Namen unserer Crew, ausgeschrieben in einer Message, drei Worte.

Unbemerkt von den Überwachungskameras die auf den Masten über uns sitzen, im Schatten der gelben Flutlichtscheinwerfer, schleichen wir uns durch die Reihen der Züge, versichern uns, dass niemand darin wartet.

Wir gehen noch einmal in die Waggons, verstecken uns in den Abständen zwischen ihnen, während eine Bahn vorbei rattert.

Ok, ab jetzt 10 min.

Wir holen eine Spraycan raus, ziehen vor, skizzieren grob das Endprodukt auf den Wagen - malen einen mehrfarbigen Verlauf innerhalb der Buchstaben.

Sie sind schnörkellos und gut lesbar.

Sie folgen dem Prinzip, das wir auf Skizzen, Wänden und anderen Zügen schon jahrelang ausprobiert und verfeinert haben.

Wir modellieren die Buchstaben dreidimensional.

Ziehen gerade und geschwungene Linien von mehreren Metern Länge.

Wir schauen uns hin und wieder hektisch um und versichern uns unserer alleinigen Anwesenheit.





Nun füllen wir, mit beiden Händen Spraycans haltend, den Grundton des Hintergrunds - wir bauen grafische Effekte ein, die die 3-Dimensionalität unseres Schriftzuges weiter erhöhen sollen. Highlights - Lichteffekte und eine zweite Umrandung, die Second Outline vollenden das grafische Werk.

Und schon kommt die nächste Bahn - 10 Minuten sind um - wir verstecken uns erneut.

Jetzt nur noch schnell die Signatur, unser Crew-Tag und eine kleine Jahreszahl.

Dann: Ein Gesamtfoto von Schräg - die Züge stehen sehr dicht beieinander.

Eine Hochformat-Collage, also mehrere Einzelfotos nebeneinander gereiht, die wir später mit der Hilfe moderner computerisierter

Bildbearbeitung zu einem einzigen Bild zusammenfügen werden.

Wir packen zusammen.

Wir machen uns so unsichtbar wie wir gekommen sind aus dem Staub. Bringen alles gut unter und positionieren uns am nächst größeren Bahnhof. In der Hoffnung, dass wir dort unser Wholecar auf dem Weg zur Reinigungsanlage oder unwahrscheinlicherweise gar im Verkehr, in seiner ganzen Größe fotografieren können.

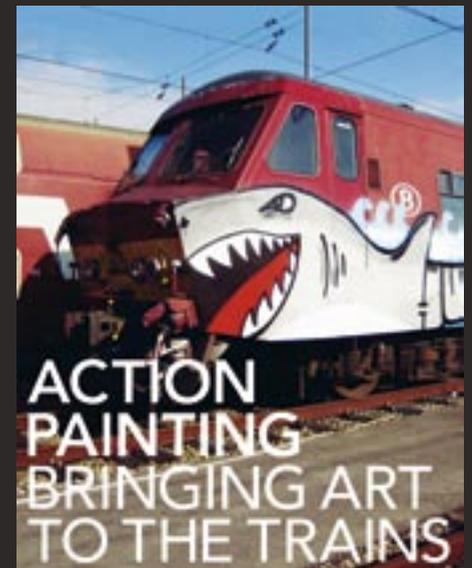
Die Fotos, die wir in der Abstellanlage, dem Yard oder auf dem Bahnhof gemacht haben, werden die einzigen* Beweise sein, dass unser Bild je existierte.

power



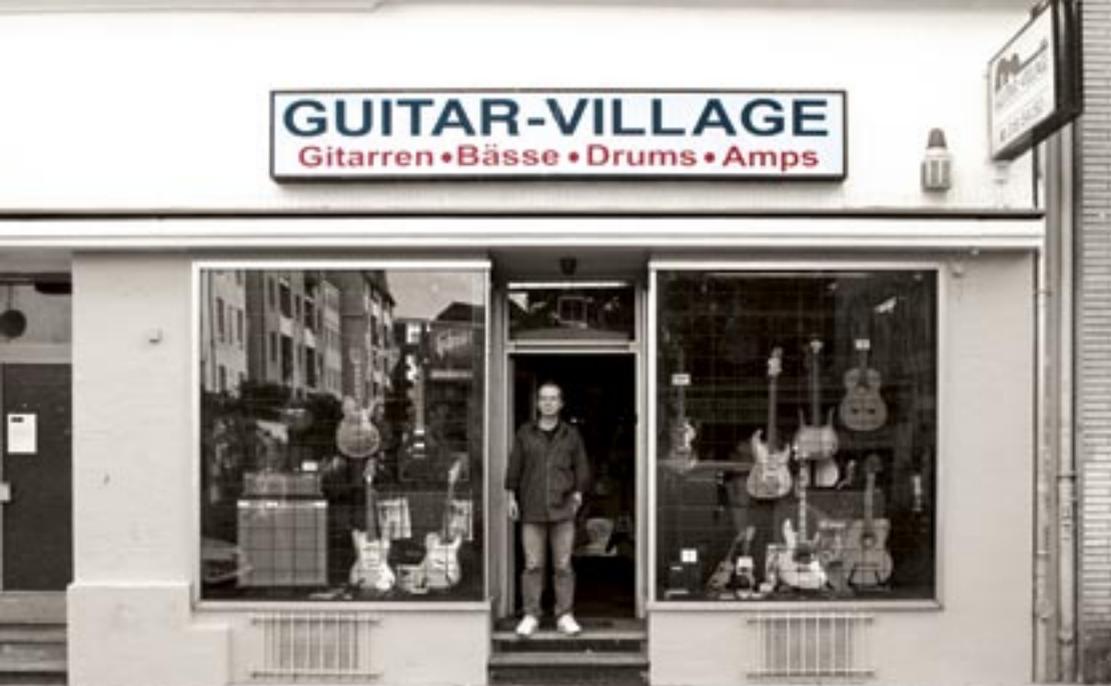
Alle Bilder sind dem Buch Action Painting – Bringing Art To The Trains entnommen, das im Frühjahr 2009 im Publikat Verlag erschienen ist. Auf über 200 Seiten versammelt Action Painting hunderte Fotos von Graffiti auf Zügen in ganz Europa und bringt uns in zahlreichen Textbeiträgen die vielen Aspekte des Train-Writings näher – die aufwendige Vorbereitung, das Katz-und-Maus-Spiel mit Polente und Sicherheitsfirmen, die verschiedenen Techniken und die Ethik, die dem Schaffen der KünstlerInnen zugrunde liegt.

Den Herausgebern ist es gelungen, ein für Außenstehende interessantes und äußerst unterhaltsames Buch zu kredenzen, das Einblicke in eine Subkultur gewährt, die weltweit gleichermaßen Faszination und Ablehnung auslöst, über die aber außerhalb ihrer Grenzen tatsächlich wenig bekannt ist. Die verwendeten Fotos haben meist jahrelang fernab jeglicher Öffentlichkeit in sicheren Verstecken gelegen. Die abgebildeten Werke sind häufig schon wenige Stunden nach der Entstehung wieder beseitigt worden.



ISBN: 978-3-939566-25-0 | www.publikat.de

*(erreichbaren, nicht in den Händen der Ermittlungsbehörden & Versicherungen liegenden)



GITARREN SIND KNARREN.

Das in der Talstraße beheimatete Fachgeschäft für Gitarren, Bässe, Schlagzeugzubehör und Verstärker feiert dieses Jahr seinen 20. Geburtstag. 1989 von Vic Abraham gegründet und mittlerweile von Alex, Jochen und Jas betrieben, avancierte Guitar Village über die letzten Jahre zu einer festen Größe in der norddeutschen Musikszene. Alles ohne großen Werbeaufwand, so dass es auch nicht überrascht, dass der diesjährige Geburtstag ohne großes Spektakel über die Bühne geht. „Wir brauchen keine Werbung zu machen, die Leute kennen uns“, sagt Jochen. Guter Service spricht sich rum. Bekannt geworden ist der Laden vor allem durch das große Fachwissen, was sich nicht nur in der kompetenten Verkaufsberatung bemerkbar macht, sondern auch anhand der fachgerechten Reparaturen von Verstärkern und Instrumenten. Nicht umsonst ist das Geschäft offizieller Partner des Gitarrenverstärkerherstellers Marshall. Auch der rasante Aufstieg der Internetversandhäuser und großen Musikgeschäfte treibt dem Traditionsladen nicht den Angstschweiß auf die

Stirn. „Wir können uns nicht beschweren“, sagt Alex, der vor zehn Jahren bei Guitar Village eingestiegen ist. „Bei uns bezahlst du denselben Preis wie im Internet, kannst das Instrument aber anfassen und bekommst auch noch eine ordentliche Beratung.“ Man sollte nicht den Fehler machen, Guitar Village in die Kategorie der kleinen Läden zu stecken, die sich einem übermächtigen Gegner gegenübersehen. „Wir sind auch kein kleiner Laden“, sagt Alex dazu. „Wir sind räumlich begrenzt.“ Insofern wird anhand der Geschichte eines Gitarrenladens in der Talstraße hoffentlich einmal mehr klar, dass Klasse sich eben doch noch oft genug gegen Masse durchsetzt. Kunden schätzen es, wenn sie gut beraten werden, die Dinge, die sie kaufen möchten, ausprobieren können und wissen, wo man defekte Sachen zuverlässig reparieren lassen kann. Wir gratulieren zum Geburtstag und freuen uns, auch in den nächsten 20 Jahren weiterhin kompetent beraten zu werden.

Lucas Flasch



mit:
Florida Klaus, Arne Ferrari,
MC Fresh, King Fuck usw.
OUT NOW

Hier erhältlich

HANSEPLATTE
Neuer Kamp 32,
20357 Hamburg
www.hanseplatte.de

UNDER PRESSURE
Underpressure OHG
HipHop Store
Schanzenstrasse 10
20357 Hamburg
www.underpressure.de

2009 OPTIMUS PRIME/SILBERRÜCKENRECORDS

Infos - Bestellung - Service
www.myspace.com/captainops

www.captainops.com

Hamburger Küche auf St. Pauli!



- ★ wechselnde Tagesgerichte
- ★ Fussball live auf Leinwand
- ★ Raucherbereich

Neuer Kamp 9
20359 Hamburg
Tel.: 040 / 39 87 70 91
www.brasserie-raval.de

Raval
brasserie

Wer sich in letzter Zeit durch St.-Pauli-Süd bewegt hat, dem werden die signalgelben Wimpel mit dem „NO BNQ“-Aufdruck wohl kaum entgangen sein, und wer in der Bernhard-Nocht-Straße lebt, wird zwangsläufig auf die Thematik aufmerksam geworden sein, die hinter dieser Kampfansage steht. Bernhard-Nocht-Quartier (BNQ) heißt das Schreckgespenst, das die Köhler & von Barga Immobilien OHG in die Straße gejagt hat und das die Anwohner und Nachbarn nun vertreiben soll.

Das BNQ betrifft ein Areal schlecht in Stand gehaltener Immobilien, die sich zwischen dem Boxprinz und der Kogge befinden. Statt den Wohnraum für die derzeitigen Mieter wieder in annehmbaren Zustand zu versetzen, plant Köhler & von Barga mit Rückendeckung der Stadt Hamburg, nun dieses ganze Areal abzureißen und neu zu bebauen. Ebenfalls betroffen sind die rückseitig angrenzenden Häuser in der Erichstraße.

Bei den neu entstehenden Immobilien würde es sich zwar auch um Wohngebäude handeln, jedoch wird hier mit Mieten beziehungsweise Kaufpreisen geplant, die gänzlich außerhalb der Möglichkeiten der derzeitigen Mieter liegen. Das Bernhard-Nocht-Quartier würde sich als weiterer Stein in das Prisma der Umgestaltung des Stadtteils hin zu einer noblen Wohngegend in Elbnähe einfügen.

Die betroffenen Mieter und Anwohner haben sich indes zur Interessengemeinschaft NO BNQ zusammengeschlossen, um gegen die Investorenpläne vorzugehen. Am 5. September luden sie zur „Bezirksversammlung“, einem Straßenfest, das eine angenehme Abwechslung zum üblichen Flohmarktmasaker mit Catering darstellte und vielmehr die Gelegenheit bot, sich ausführlich über die Situation in der Nachbarschaft zu informieren. Das Kulturprogramm – vom Kindertheater mit

Miethai über die Schatzsuche auf St. Pauli bis zum Konzert der Goldenen Zitronen als krönendem Abschluss zeigte, dass es NO BNQ versteht, ihr Anliegen unterhaltend und anspruchsvoll zu formulieren, ohne dass die Aussage auf halber Strecke im Treibsand des Entertainments versackt.

Trotz vielfältiger, bunter Aktionen bleibt ein Presseecho, wie es beispielsweise das Gänge-Viertel hervorruft, in Sachen NO BNQ aus. Das ist etwas unverständlich, denn unter der Lupe betrachtet ist das BNQ eigentlich das am besten geeignete Projekt, wenn es darum geht, Stadtteilaufwertung zu erklären. Nicht zuletzt weil die Initiative sich einem einflussreichen Gegner entgegenstellt.

Bei Köhler & von Barga handelt es sich um eine 1995 gegründete Immobilienfirma, die sich mittlerweile zu einer Unternehmenseinheit aus vier Gesellschaften entwickelt hat. Als Referenzobjekte des Unternehmens dienen Loftbauten und Luxuswohnungen in Eppendorf, Winterhude, St. Georg und Altona. Der Großteil der von Köhler & von Barga präsentierten Vorzeigeobjekte sind in Eigentum übergegangen. Bei einem im Sommer fertiggestellten Projekt in der Billrothstraße liegen die Verkaufspreise zwischen 3.029 Euro und 3.415 Euro pro Quadratmeter. Die durchschnittliche Kaltmiete der momentan zur Vermietung angebotenen Immobilien aus dem Eigenbestand liegt bei 13,50 Euro. Anhand dieser Zahlen dürfte klar

werden, was für ein Objekt in der Bernhard-Nocht-Straße entstehen wird, sollten die Pläne durchgesetzt werden.

Ein Anliegen von NO BNQ ist es, nicht nur auf den primären Effekt der Vertreibung direkt Betroffener hinzuweisen, sondern auch auf die sich dadurch entwickelnden Nebeneffekte aufmerksam zu machen. Für die Kogge, Bar und Musikerhotel in der Bernhard-Nocht-Straße, und das angrenzende Hinterhaus wurde kurz nach Bekanntwerden der Bebauungspläne eine Mieterhöhung von 100 Prozent seitens des Vermieters ausgerufen. Dass dies nicht nur das Aus für die Kogge bedeutet, sondern auch die Vertreibung der Anwohner zur Folge hat, obwohl die Häuser nicht zum BNQ zählen, dürfte angesichts dieses heftigen Preisanstiegs niemanden verwundern. Durch den breiten Kreis der Betroffenen findet man momentan auch kaum Anwohner in der Bernhard-Nocht-Straße, die sich nicht an dem Protest beteiligen, da früher oder später jeder damit rechnen muss, die Auswirkungen eines Loftkomplexes zu spüren zu kriegen.

In der Kogge findet jeden Montag ein Nachbarschaftstreffen statt, bei dem das weitere Vorgehen besprochen wird. Um den Kontakt zu den älteren Bewohnern nicht zu verlieren und auch diese in die Aktionen mit einzubeziehen, werden weitere Nachbarschaftstreffen im OLD SAILOR in der Heinhoyer-Straße abgehalten.

NO BNQ ist eine breit aufgestellte Protestbewegung, was sich nur positiv auf die Form des Protests auswirkt. Ältere und junge Menschen mit unterschiedlichsten Begabungen und Geschichten formieren sich zu einer kreativen Einheit unter der Forderung: „Alle müssen bleiben können!“ Manchem mag diese Forderung plakativ und plump vorkommen. Jedoch ist eine kompromisslose Haltung die einzige, die dem aktuellen

Spekulationswahn überhaupt noch etwas entgegengesetzt kann. Dass Kompromisse nur eine Lösung auf Zeit sind und auch Opfer mit sich bringen, wird nicht zuletzt anhand der Situation in der Kogge deutlich. Wenn die Spirale sich erstmal gebildet hat, ist es unmöglich, sie zu stoppen, weswegen die NO-BNQ-Bewegung auch gut daran tut, sich kompromisslos zu verhalten, indem sie das BNQ komplett ablehnt und sich dafür stark macht, den Wohnraum für die jetzigen Mieter bezahlbar zu halten.

Einen Vorgeschmack auf die kommenden Auseinandersetzungen bot die „Informationveranstaltung“, zu der Köhler & von Barga zusammen mit dem Bezirksamtsleiter Schreiber und dem Bürgerschaftsabgeordneten Andy Grote (beide SPD) am 24. September in die Ganztagschule St. Pauli eingeladen hatten. Für die Betroffenen war zwar kein Podiumsplatz vorgesehen, ihre Meinung zu den Investorenplänen konnten sie trotzdem artikulieren – und der ganze Saal war voller gelber NO-BNQ-Wimpel.



Lucas Flasch



Die Anti-Gentrifizierungsbewegung hat viele Biografien. Wir haben den Bildhauer, Konzept- und Videokünstler Christoph Schäfer aus St. Pauli Süd interviewt, dessen Werke um das städtische Alltagsleben kreisen. Er hat an der Planung und Durchsetzung von Park Fiction mitgewirkt und engagiert sich unter anderem beim Aktionsnetzwerk gegen Gentrification ES REGNET KAVIAR und bei NO BNQ.

Illustrationen: Christoph Schäfer

Du beschäftigst dich als Künstler mit dem städtischen Raum und bist in der Anti-Gentrifizierungsbewegung aktiv. Steht deine Kunst in direktem Zusammenhang mit deinen politischen Aktivitäten?

Wenn ich zeichne, ist mir egal, ob es Kunst oder Politik ist, weil ich versuche, etwas rauszukriegen. Beide Begriffe schränken ein, warum es gehen könnte. Aber wenn man mit Kunst sowas meint wie seine Mittel zu reflektieren, eine andere Sprechweise zu finden oder die Sachen nicht immer auf dieselbe

abgedroschene Art formulieren, dann würde ich sagen, das ist sowieso nicht verhandelbar, das muss man einfach machen. Das gehört zur Emanzipation der Menschheit durchaus dazu. Da kann man nicht hinter zurück.

Gerade die aktuelle Bewegung für ein „Recht auf Stadt“ bringt beides zusammen. Der Begriff stammt ja ursprünglich von Henri Lefebvre, einem französischen Urbanisten, der mit den Situationisten in Zusammenhang stand. Und der hat einen sehr aufgeladenen Begriff von „Stadt“: „Die Stadt ist der

angeeignete Raum“ oder „Die Stadt ist akkumulierte Unterschiedlichkeit“. In „Die Revolution der Städte“ bezieht Lefebvre sich auf einen Satz von Hölderlin: „Dichterisch wohnt der Mensch.“ Da kommt das zusammen, Stadt, Kunst, als Dichter zu wohnen: Wo auch immer du dir einen Gegenstand in deine Wohnung stellst, der über das direkte Zweckmäßige hinausgeht, der mit irgendeiner Vorstellung, mit Wünschen zusammenhängt, wirst du dichterisch tätig. Und da ist man natürlich bei sowas wie Aneignung des Lebens. Ein Skateboarder macht ja genau das: Indem er an einer Stelle entlangfährt, die für etwas Bestimmtes gedacht war, und sich nen Trick dafür ausdenkt, verwandelt er sie für den Moment. Ein Betonkübel oder ein Treppengeländer die ganze Stadt wird neu definiert. Oder eine Wand, die zweckmäßig sein sollte, wird mit Graffiti zu einer Aussage. Man kann sagen, die Stadt wird da ganz schön in Dichtung verwandelt.

Dichtung, für die man auch ganz schön Ärger kriegen kann. Hingegen geschätzt sind kreative Regungen, die sich gern mal vor den Karren der „Aufwertung“ spannen lassen. Bei ES REGNET KAVIAR arbeitet ihr auch mit künstlerischen Mitteln. Besteht nicht die Gefahr, selbst zu einem „Aufwertungs“-Faktor zu werden?

Das ist natürlich eine ganz reale Gefahr. Von daher sollte man vorsichtig sein. Nicht so sehr, ob man künstlerische Mittel benutzt, aber ob man es so nennt. Bei ES REGNET KAVIAR hat bisher noch keiner davon geredet, dass das eine Kunstgruppe wäre, aber da werden unkonventionelle Mittel genutzt. Und es kommt stark darauf an, wo man die einsetzt. Ich finde, in St. Pauli Süd hat man es mit Gegnern zu tun, für die die Stufe der gewünschten Kreativität möglicherweise schon überschritten ist. Da ist schon eine andere Art der Kultur gewollt. Eine Galerie

wäre gerne gesehen, aber sowas, was wir machen oder was der Golden Pudel Club macht, das stößt ja plötzlich dauernd an Grenzen. Plötzlich darf hier kein Konzert mehr draußen gemacht werden, weil es jetzt Nachbarn gibt, die einen guten Draht nach oben haben und sich beschweren.

Letztendlich ist die Frage nach der Aufwertungsgefahr eine, die man nur konkret, aber nicht pauschal beantworten kann. Ich glaube nicht, dass die Kunst jetzt plötzlich Schuld ist, aber sie ist ein Problem in dem Moment, wenn sie anfängt, sich an eine bestimmte Kundschaft zu wenden und diese heranzuziehen.

In Wilhelmsburg finde ich es noch dramatischer, weil es da im Moment darum geht, die Mittelschichten anzulocken. Die Frage ist, an welche Klasse sich Kunst richtet und welche ausgeschlossen wird. Macht man Kunst, die schon wieder zu einer komischen Herrschaftslogik führt und sich nur an Insider richtet, oder schafft man es mal, was hinzukriegen, was ein klassisches Kunstpublikum sowieso zu direkt findet und damit gar nichts anfangen kann. Humor zum Beispiel ist nicht unwichtig.

Der CDU-Senat propagiert seit 2001 das Leitbild „Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“, nach welchem auf Kosten der ärmeren Bevölkerungsschichten aus Hamburg eine Marke entstehen soll, die sich in Konkurrenz zu Marken wie Berlin, London oder New York befindet. Ist das nicht totaler Irrsinn?

Das Problem an diesem neoliberalen Stadtmodell ist, dass es einigermäßen verführerisch ist. Man baut Symbole wie die Elbphilharmonie, mit denen sich offenbar ein gewisser Teil der Bevölkerung identifizieren kann, besonders die, die ein bisschen Geld haben und die auf sowas stehen nach dem Motto: „Oh Hamburg, ein Symbol, unser Eiffelturm, unsere Oper von Sydney“, so in

dem Stil. Diese Leuchtturmlogik sozusagen. Die Stadt wird dem Standortdenken, dem Standortmarketing unterworfen und immer mehr reduziert auf MARITIM - MEDIEN - TALENT, was haben wir noch: TECHNOLOGY. Das sind so die Punkte. Und neuerdings haben sie auch noch die KREATIVITÄT aufm Zettel, weil alle dieses Buch von Richard Florida gelesen haben, „The Rise of the Creative Class“

Klingt ja fürchterlich.

Ja, aber das hat garantiert auch der Bürgermeister von Braunschweig gelesen. Ein Problem ist, dass nicht bekannt genug ist, welche politischen Großentscheidungen getroffen worden sind, die die derzeitige Stadtentwicklungspolitik befördern. Dazu gehört zum Beispiel das Höchstgebotsverfahren. Das klingt erstmal neutral, bedeutet aber, dass jedes Stück Land, das die Stadt veräußern will, an den Höchstbietenden verkauft werden muss. Die Finanzbehörde hat also immer das letzte Wort. Es ist nicht mehr so, dass eine Stadtentwicklungsabteilung sagt: „Wir möchten hier diese Form der Stadtentwicklung haben, hier möchten wir noch ein bisschen Wohnen haben oder Häuser erhalten“, oder das Denkmalschutzamt mischt sich ein oder die Kulturbehörde vielleicht mal. Nee, unterm Strich sagt immer die Finanzbehörde: „Da kommt jemand, der legt 'ne Million mehr auf den Tisch. Und der kriegt das auch.“

Das heißt, die Stadt hat sich selbst ihren Handlungsspielraum genommen durch das Höchstgebotsverfahren.

Absolut. Das beschleunigt dann auch so absurde Geschichten wie beim Gängeviertel, das über das Höchstgebotsverfahren für irgendeine fantastische Summe über'n Tisch gegangen ist. Und dann haben sie dem Investor erstmal alles erlaubt, der hätte da

alles weghauen können. Das ist so ein Ort mitten in der Stadt, wo durch die Besetzung klar geworden ist, dass da was anderes passieren kann.

Zumal 500 Meter weiter ja schon genug Büroraum vorhanden ist.

Man darf sich schon fragen, warum muss die Hamburger Innenstadt unbedingt langweilig werden? Das Höchstgebotsverfahren ist ein hamburgspezifischer neoliberaler Trick, alles auf die Wirtschaft zu reduzieren, auf die Wirtschaftlichkeit und auf den höchsten Betrag, den man da so rausholen kann. Das ist ja eine Entscheidung, die eine Stadt trifft. Hamburg allein kann sicher nicht alles lösen, aber grundsätzlich denke ich, eine Stadt könnte sich ja auch überlegen, dass billige Mieten ein Standortfaktor sein könnten und Menschen hier leben können.

Die Investoren Köhler & von Barga stehen mit ihrem Bernhard-Nocht-Quartier (BNQ) vor der Tür. Ist es nicht schon zu spät, um das noch zu verhindern?

Ich finde nicht, dass es zu spät ist, weil ich denke, dass man immer einen neuen Ansatzpunkt finden muss, je nachdem wie die Stadt gerade ist.

Gegen die Pläne von Köhler & von Barga hat sich eine Nachbarschaftsinitiative – NO BNQ – gegründet. Nun ist man von „Häuserkämpfen“ eine ganz andere Symbolik gewohnt, ihr bedient euch hingegen bunter Wimpel und einer Sprache, die für viele verständlich und nicht so abschreckend ist.

Das liegt an der Vielfalt und Ausgebufftheit der Nachbarschaft. Ich würde es aber eigentlich umgekehrt formulieren: Ich finde es sogar wichtig, dass man mal Sprachen verwendet, die nicht sofort jeder versteht. Das kann schon mal was Kryptisches sein, an dem

man erstmal knacken muss. Zum Beispiel haben wir überlegt, wie nennen wir das denn jetzt? „Ach komm, NO BNQ! Gute Idee!“ Und als Margit die Idee mit dem gelben Wimpel hatte, da hieß es erst: „Nee, weiß nich, das funktioniert nicht.“ Aber es hat funktioniert. Genau dieses Kryptische da dran, das Rätselhafte hat dazu geführt, dass man dauernd Fragen gestellt bekommen hat, was das denn jetzt zu bedeuten hat, weil in der Straße 10, 20 Wimpel hingen, auf denen NO BNQ stand. Plötzlich waren praktisch alle, die in der Straße wohnen, in Gespräche involviert. So bekam dieser ganze Prozess, nur weil er eine Schwierigkeitsstufe mehr hatte, ne völlig andere Dynamik.

Ja, die Wimpel funktionieren.

Wir kriegen auch oft Feedback von Leuten, die glauben, dass sie politisch sehr gewieft sind, die sagen: „Nee, also das muss man direkter formulieren, das versteht doch niemand.“ Aber ein Satz oder ein Bild, das sich sofort auflöst, zum Beispiel ne Faust mit nem Haus, das hätte nicht die Wirkung gehabt. Du musst da keine Sekunde lang drüber nachdenken.

Das Geschäft

von künstlerischer Arbeit im weitesten Sinne ist, zu sagen: Hey, neue Perspektiven, die Sachen anders betrachten!

Ich finde es auch wichtiger, dass man mal überlegt, wie man dahin kommt, auch mal wieder über Ideen zu reden, über Vorstellungen, wie man leben möchte. Wenn man das dann zusammen formuliert, das ist verblüffend und auch total beglückend. Man kann nicht von vornherein sagen: „Wir müssen uns die Häuser nehmen und besetzen und sofort an die Front.“ Kann sein, dass es dazu kommt, aber so ein politischer Prozess ist etwas, wobei man gegenseitig was voneinander lernt. Man muss neugierig sein auf Leute, die von nem anderen Planeten kommen und hier ihr Wissen einbringen. Dann kann es auch zu etwas total Unerwartetem führen. Diese Demo im Juni unter dem Motto „Recht auf Stadt“ war zwar nicht so groß, wie wir uns das gewünscht hätten, aber sie war vom Spektrum unglaublich vielfältig. Es gab zum Beispiel niemanden, der zum Realmarkt was sagen konnte und dann kam eine ehemalige Verkäuferin ans Mikro und hat spontan eine Rede gehalten. Zu sowas



kommst du nicht, wenn du da mit nem schwarzen Block ankommst. Zu sowas kommst du aber auch nicht, wenn du da mit zehn einheitlichen Parteifahren stehst. Da wird nie jemand sagen, „jetzt kommt’s auf mein Statement an.“

Was passiert, wenn NO BNQ Erfolg hat und die Investoren sich zurückziehen?

Das kann ich jetzt noch nicht sagen.

Bildet sich dann doch eine elitäre Gruppe, die bestimmt, was hier passiert oder bleibt es hier bunt und alle können mitmachen?

Die Gefahr sehe ich gar nicht: NO BNQ ist eine ganz neue Nachbarschaftsgruppe – alles Leute, die sich vor drei, vier Monaten kaum gekannt haben, sehr unterschiedlich. Und wozu diese Gruppe in der Lage ist – das hätte ich mir im März noch nicht träumen lassen, das ist beeindruckend. Aber so ein Prozess ist natürlich langwierig – und es ist Arbeit, den Prozess offen zu halten. Bei Park Fiction war es zum Beispiel so, dass die Beteiligung viel größer war, solange es noch darum ging, an dem Ort Investorenarchitektur zu verhindern. Als wir den Park durchhatten, war die Wunschproduktion nicht mehr ganz so vielfältig. Auf der anderen Seite ist es schon so, dass sich durchgängig viele Leute mit Park Fiction identifizieren, weil man den Prozess offen und transparent gehalten und sich weiter oppositionell verhalten hat und es der Stadt nie gelungen ist, den Park ganz zu vereinnahmen. Die Tourismusabteilung findet den natürlich gut, aber bei anderen ist das sicher nicht so. Weil Park Fiction ein Referenzbeispiel dafür ist, dass man hier auch was anders machen kann. Er ist ein richtiger Stachel in diesem ganzen Elbuferkommerzeiss geblieben. Bei NO BNQ werden wieder andere Formen gesucht, dass viele Leute sich daran beteiligen können und dadurch auch was Aufregendes entsteht.

Wie sieht denn die Wunschproduktion für die Bernhard-Nocht-Straße aus? Wenn man sich die Häuser ansieht, ist ja augenfällig, dass da was gemacht werden muss.

Genau, die müssen repariert werden. Das finden wir alle – und das wissen wir, weil NachbarInnen sich mit sämtlichen NachbarInnen unterhalten haben. Gut an solchen Orten ist doch immer, dass man die Chance hätte, modellhaft zu definieren, was die Probleme in dem städtischen Gefüge sind, das aufzunehmen und neue Wünsche zu formulieren. Viel dringlicher als früher ist die Wohnungsfrage. Das ist richtig Konsens – wir wollen, dass da Sozialwohnungen entstehen. Einerseits. Dann gibt’s aber hinten diese Räume, in denen man ganz andere kulturelle Sachen entwickeln könnte. Sieh dir als Beispiel das Centro Sociale im Karoiviertel an, das ganz frisch von neuen Leuten definiert wird. Da kommt eine interessante Zusammensetzung raus, von Handarbeiten bis zu politischen Diskussionen, getragen von einem ziemlich großen Spektrum von Leuten, die sich da treffen und das als ihre Sache sehen. Das muss man auch erstmal als enorme Fähigkeit sehen, Räume zu definieren und neu zu organisieren.

Der Kampf gegen Gentrifizierung in Hamburg hat sich verändert. Zum einen bringen sich immer mehr Leute aus den verschiedensten Bereichen ein und zum anderen kann man beobachten, dass auch über die Stadtteilgrenzen mehr zusammengearbeitet wird.

Ich glaube auch nicht, dass das noch so isoliert geht. Eine Idee ist, die „Wachsende Stadt“ mit Projekten zu umstellen. Mich freut extrem, dass versucht wird, sich stadtteilübergreifend, ja fast hamburgweit zu organisieren zu dieser Demonstration „Die Stadt gehört allen“ und zu den Workshoptagen „Recht auf Stadt“. Das Problem ist, dass Gentrifizierung in jedem Viertel total spezi-

fisch abläuft. Hier in St. Pauli Süd wurde das mit der ganz groben Kelle erledigt, das ist ja gar nicht so schleichend gelaufen. Durch das Rotlichtviertel hatte das hier auch immer einen ganz anderen Charakter. Hier gab’s

der zusammenkriegt und das nicht so auseinandergerechnet wird, dann hätte man eine Chance. Meines Erachtens ist das auf Dauer auch unvermeidlich.



immer Gebiete, die keiner anfasst, wo man sich auch nicht so ohne weiteres mit jemandem anlegt.

Jetzt bekommt das eine ganz andere Breite, weil viel mehr Leute betroffen sind. Da ist vor allem die Wohnungsfrage, die wahnsinnige Ausmaße annimmt. Dadurch wird dieses spezielle Alltagsleben, das man hier haben konnte, gefährdet. Ein ganzer Lebensstil ist dadurch infrage gestellt. Im Moment finde ich spannend an den Dingen, die sich zusammengebraut haben, dass in diesen ganzen Diskussionen um Subkulturen, Kreativität und Kunst die soziale Frage wieder aufgetaucht ist. Wenn man das beides wie-

Warum?

Die Produktion ist wieder in die Stadt zurückgelaufen. Selbst jemand, der ein schönes Graffiti irgendwo hinsetzt, der eine neue Perspektive erfindet oder eine neue Lebensweise, der schafft ja tatsächlich Mehrwert. Wir sind mit unseren komischen Tätigkeiten wie Schreiben, Interviews führen, Heftchen machen, Räume definieren wieder ins Zentrum gerückt und nicht mehr so Teil der Unterhaltungsbranche wie früher. Umgekehrt ist das ja auch nicht mehr auseinanderzurechnen. Wenn ich mir die Interaktion im Internet ansehe, da ist kaum noch auszumachen, wo ist



Freundschaft, wie viel davon ist Beruf ... Der städtische Raum bekommt so eine unglaubliche Bedeutung, weil er unser Produktionsort ist. Und zwar für immer mehr Leute, nicht nur für eine kleine Schicht. Mehrwert wird nicht nur an den Ingenieursfakultäten oder in den Betrieben geschaffen, sondern in den Städten. Das ist der entscheidende Punkt im Kapitalismus im Moment. Und deshalb finde ich, dass der Begriff „Recht auf Stadt“ ganz zentral ist. Wenn wir sagen, wir müssen hier für Räume kämpfen oder dafür, dass es billig ist, dann ist das vergleichbar damit, was vor hundert Jahren eine Lohnauseinandersetzung in der Fabrik war. Die Stadt ist unsere Fabrik.

Im Februar 2010 wird Christoph Schäfers Buch „Die Stadt ist unsere Fabrik“ aus dem auch die Zeichnungen auf den letzten Seiten stammen, im Spector Verlag erscheinen. Wir möchten uns bei Christoph Schäfer für die unterhaltsamen, inspirierenden und sehr informativen Stunden im Park Fiction bedanken.

Charly Traktor / Lucas Flasch / Fartboy

www.saloon-la-realidad.com

60 Sekunden auf dem Holzweg.





Verrückte Ratten aus dem Karoviertel

St. Pauli Rap nennt Nate57 seine Musik und vieles spricht dafür, dass er damit groß rauskommen könnte. Der Neunzehnjährige, der seit seiner Geburt im Karoviertel lebt, kommt aus einer musikalischen Familie. Seine Mutter spielt privat Bass, sein Vater war Mitglied einer bekannten Hamburger Reggae-Band, einer seiner Brüder ist DJ und der andere, Blacky White, ist mittlerweile Produzent und hat das Label Rattos Locos gegründet, auf dem nächstes Jahr das Debutalbum von Nate57 erscheinen wird. Wir haben die beiden in ihrem Studio getroffen, um über den neuen Hamburger HipHop, die Veränderungen in ihrem Viertel und natürlich über die Texte von Nate57 zu reden.

Du bist ja mittlerweile relativ erfolgreich. Das Mixtape „Verrückte Ratten“ von Tellytellz und dir wurde im Juni in der Juice zum Demo des Monats gekürt, Interviews gab's darüber hinaus in der Backspin und auf den Hamburger TV-Sendern Tide und Hamburg 1. Im Netz findet man dich auf allen möglichen HipHop-Plattformen. Ist dieses Interesse an deiner Musik überraschend für dich?

Nate57: Eigentlich nicht so. Wir hatten ja schon einen kleinen Untergrundfame in der neuen Hamburger HipHop-Szene, die in den Medien bislang nicht wirklich vertreten war. Man muss das auch ganz realistisch betrachten, so groß waren die Beiträge über uns nicht, aber immerhin wurde ein bisschen berichtet.

B.W.: In den wirklich großen Medien sind wir ja auch noch nicht vertreten, das beschränkt sich schon auf die HipHop-Szene oder eben regional auf Hamburg. Aus meiner Sicht war das schon abzusehen, dass die Jungs, die ja alle noch sehr jung waren, als sie mit dem Rappen angefangen haben, auch Erfolg haben können, wenn sie am Ball bleiben.

In deinen Texten greifst du oft den Begriff Straße auf. Was meinst du mit Straße, wie würdest du das Wort definieren?

N57: Die Straße ist für mich die Unterschicht. Die Jungs, denen es finanziell nicht so gut geht, die, wenn sie groß werden, es mit Menschen aus dem Milieu zu tun haben und oft in ein kriminelles Leben geraten, nennt man Straßenjungs.

Was inspiriert dich beim Schreiben deiner Texte?

N57: Für mich soll jeder Track eine Botschaft sein. Ich mag es nicht, heiße Luft zu verbreiten, nur um cool zu sein. Viel Inspiration kriege ich aus meinem Leben, aus meinem Umfeld, von den Leuten, mit denen ich zu tun hab. Mein Bruder ist ein großer Teil meiner

Inspiration, meine Familie, meine engeren Freunde, Telly, das Viertel ...

... du lebst schon immer im Karoviertel, das sich in den letzten Jahren enorm gewandelt hat.

N57: Auf jeden Fall hat sich hier viel verändert. Die Hälfte meiner Freunde ist in den letzten Jahren von hier weggezogen, weil die Mieten im Viertel nicht mehr zu bezahlen sind. Es sind noch viele hier, aber die meisten der ganz armen Leute sind in Billstedt gelandet oder in anderen Randbezirken, einige in Wilhelmsburg. Das betrifft vor allem die „Ausländer“.

BW: Aber ganz weg kriegen die uns hier nicht.

N57: Die Leute kommen auch immer noch hierher. Die Zigeunerfamilien zum Beispiel feiern hier immer noch ihre Feste, auch wenn sie woanders wohnen. Das sind Patrioten. Es ist hier nicht mehr so, dass du auf der Straße angelabert wirst, wenn du nicht von hier kommst oder anders aussiehst. Die Marktstraße ist friedlicher geworden. Früher war das ja hauptsächlich ein Anlaufpunkt für Leute, die Drogen brauchten oder freakige Klammotten kaufen wollten. Das war hier alles noch nicht so „in“ wie heute. Jetzt ist das ja hier samstags wie 'ne Shoppingmeile und du musst dich im Slalom bewegen, wenn du auf der Straße bist.

Viele migrantische Familien mussten das Viertel verlassen, jetzt wohnen hier andere Leute. Wie läuft's mit denen?

N57: Manchmal werde ich von Leuten, die hierher gezogen sind, verunsichert angeguckt, als ob ich hier nicht hinpassen würde. Die Neuen, die hierher ziehen, haben meistens Geld, denen geht es gut. Ich glaube, genau die haben eher Angst vor uns. In ihrem Leben davor haben die wenig von Menschen wie mir mitbekommen. Und dann ziehen sie

hierher und haben Angst vor Leuten mit schwarzen Haaren, die haben ein komisches Bild von uns im Kopf. Die Stimmung ist auf jeden Fall gereizt.

Aber offene Anfeindungen hast du noch nicht erlebt?

N57: Nee, die haben noch genug Respekt.

Bis zur Räumung im November 2001 gab's hier ja noch den Bauwagenplatz Bambule in der Vorwerkstraße und das Karo Viertel hat eine Zeit lang viele Leute aus linken Subkulturen angezogen. Wie war dein Verhältnis zu denen?

N57: Die Punks waren anders, mit denen konnte man klarkommen. Die Bambule war ja direkt neben meiner Grundschule, da musste ich immer mit dem Fahrrad vorbei und die Hunde sind mir hinterhergerannt ... (lacht) Es gab immer mal Stress zwischen den verschiedenen Nationalitäten, aber das wurde immer schnell geklärt und dann hat man wieder friedlich miteinander gelebt. Jetzt ist das anders. Die Leute, die hier schon immer wohnen, sind genervt und oft äußert sich das auch.

Wie bist du eigentlich zum Rap gekommen und wann war das?

N57: Damals war ich fünfzehn. Zu der Zeit gab's Bandenkriege in Hamburg, auch wenn das jetzt komisch klingt. Das lief zwar ohne scharfe Waffen, aber man hat sich mit anderen Vierteln getroffen und geschlagen. Irgendwann wurde auch Musik mit ins Spiel gebracht. Leute aus einem verfeindeten Viertel haben ein Lied gegen unser Viertel gemacht. Wir hatten das Problem, dass wir keinen Rapper hatten, es gab keine Musik aus Sankt Pauli beziehungsweise dem Karo Viertel. Dann hieß es: ‚He Nathan, du rappst doch immer Lieder mit.‘ Ich höre HipHop seit ich denken kann. ‚Lass doch mal ein Lied zurück

machen.‘ Ich hab gesagt: ‚Ja ok, aber nur, wenn ihr auch mitmacht.‘ Und dann haben wir zu viert unser Lied geschrieben, das war mein allererster Track. So hat mein Dasein als Rapper begonnen. Ich bin dann immer in Jugendhäuser gefahren und hab da meine Musik aufgenommen. Das musste ich damals nutzen. Wir hatten kein Geld und mein Bruder hatte noch kein Studio.

Du arbeitest mit deinem Bruder BlackyWhite zusammen, er ist dein Produzent und Labelchef. Wie kam es dazu?

N57: Er hat damals, als ich anfing, parallel an Beats gebastelt, aber da haben wir noch nicht zusammengearbeitet. Mein Bruder wusste gar nicht, dass ich rappe. Ich hab meine Lieder heimlich gemacht und er war schon die ganze Zeit am Beats machen und wollte als Produzent durchstarten. Dann hat er ein Label gegründet und wir sind von da an Stück für Stück professioneller an die Tracks rangegangen.

BW: 2007 haben wir mit Rattos Locos angefangen, wir machen die Sache also schon seit fast drei Jahren. Und das lief parallel zu unseren sonstigen Lebensumständen, da war es zwangsläufig so, dass wir anfangen mussten, zusammen Musik zu machen, weil man sich dadurch gegenseitig vor viel Scheiße schützen kann, wenn man sich auch mal mit anderen Themen beschäftigt als sonst.

N57: Als ich angefangen hab zu rappen, hab ich nie daran gedacht, bei irgendeinem Label zu unterschreiben. Ich hab schon gesehen, ich kann ein bisschen rappen, die Leute mögen das, sie sehen das Talent, aber ich hab mir nie gedacht, bei einem Major zu unterschreiben und zu denken, ich lass mich jetzt von irgendeinem Jockel produzieren, der überhaupt keine Ahnung von meinem Lebensgefühl hat und mir auch noch vorschreibt, was ich sagen darf und was nicht. Ich mach das immer noch, weil mein Bruder

das macht. Weil es Familie ist. Hätte er das Label nicht gegründet, würde ich wahrscheinlich auch nicht mehr rappen.

BW: Ich sehe auch kein einziges Label, keinen Major zumindest, das irgendwie die Sichtweise von Jungs wie uns, die hier aus so einem Viertel kommen, auch wirklich verstehen kann und auch wissen würde, wie man so was zu vermarkten hat. Dadurch ist auch der Anspruch entstanden, das selber zu machen.

Würdest du deine Musik als Gangsterrap bezeichnen?

N57: Nee, ich mach Straßenrap. Ich bin zwar vom Gangsterrap beeinflusst, aber ich mache Straßenmusik, Unterschichtsmusik. Ich nenne das St. Pauli Rap. Das ist eine eigene Welt, eine neue Perspektive. Die Leute in Hamburg ticken ein bisschen anders. Hier gibt's zwar auch Gangsterrapper, die richtig

Wir sind halt die neue Generation

auf dicke Hose machen, aber die kriegen wenig Aufmerksamkeit, weil die Leute hier einen anderen Sinn für Ästhetik haben.

Früher war Hamburg bekannt für Bands wie Fettes Brot, Fünf Sterne Deluxe, Absolute Beginner. Jetzt gibt's hier eine andere Rapszene, die andere Themen aufgreift und sich anders ausdrückt. Wie hat sich das entwickelt?

N57: Mittlerweile haben auch Leute aus der Unterschicht die Möglichkeit Musik aufzunehmen. So 2005 kamen die ersten Tracks aus Hamburg, wo die Jungs aus den Brennpunkten angefangen haben, sich einfach irgendein Billigmic zu nehmen und zu rappen. Computer wurden immer billiger, dadurch

war es möglich, auch zu Hause Musik aufzunehmen. Mit der Zeit haben viele Leute ihre Studios aufgerüstet und dadurch ist jetzt auch eine neue Szene am Start. Jetzt gibt es Rap aus Osdorf, Rap aus Wilhelmsburg, Rap aus Billstedt, Rap aus Steilshoop, Rap aus Veddel, Rap aus Lurup, Rap aus Nettelburg und so weiter. Wir sind halt die neue Generation. Der Ur-HipHop-Kern ist ja jung und frisch, der muss sich ja immer wieder neu beleben, das kann ja nicht immer das Gleiche bleiben. Die Alten haben sich ja auch verabschiedet vom HipHop, also vom richtigen HipHop.





Seitdem fahren die Bullen auch hier immer durchs Karo Viertel, immer im Kreis.

In einem deiner Songs heißt es, du benutzt die Sprache der Straße, damit die dich versteht. Aber du triffst auch Aussagen, die krass über das hinausgehen, was man sonst von Texten in dem Slang erwartet. Hast du nicht Angst, dass deine Aussagen verblasen, wenn du Wörter wie Schwuchtel oder Fotze benutzt?

N57: Man muss das immer im Kontext sehen. Wenn ich so krass über irgendein Thema rappe, spreche ich in 'nem anderen Track auch aus 'ner anderen Perspektive. Das heißt, wenn ich über irgendeine Straftat rede, kann es sein, dass ich in dem einen Track gerade vollkommen davon geflasht bin, dann kommen da auch mal derbe Wörter vor, das ist halt Umgangssprache bei uns. Es

gibt dann aber auch Tracks, wo ich mit besserem Deutsch mit weniger Slang zu erklären versuche, warum ich jemandem jetzt zum Beispiel gerade eine Faust gezogen hab oder warum ich ihm das wegnehmen will oder weshalb ich gerade Hass habe und ihn mit solchen Wörtern rauslassen will ...

BW: Emotionen, das ist einfach raw.

N57: Genauso rede ich auch, ich bin ja kein Professor. Die ganzen Sachen, die ich in meinen Raps sage, würde ich auch in meinem privaten Umfeld benutzen. Ich muss nicht unbedingt vor 'nem Typen, der das nicht versteht, diese ganzen Wörter durchgehend benutzen, aber wenn ich mit Leuten spreche, wo ich offen bin, und das bin ich in meiner Musik auch, rede ich so.

Aber dass sich zum Beispiel Frauen von deiner Ausdrucksweise angegriffen fühlen ...

N57: Das kann vorkommen. Aber ich versuch auch mit meinen Tracks zu erreichen, dass die Leute nachvollziehen können, weshalb man so redet, solche Ausdrücke benutzt, warum man so aggressiv auf manches reagiert und weshalb man Sachen tut, die man später bereut.

Du beschreibst in deinen Texten den alltäglichen Rassismus, abfällige Blicke in der Bahn oder auf der Straße und Cops, die dich ständig kontrollieren, weil du schwarze Haare und einen dunklen Teint hast ...

N57: Vor drei Tagen erst wurde ich mal wieder durchsucht, weil irgendwem das Handy abgezogen worden ist und wir zu viert unterwegs waren und auf die Täterbeschreibung gepasst haben. Das kommt häufiger vor, wenn du schwarze Haare hast und eine Lederjacke trägst. Man muss sich vom Äußeren anpassen, um nicht angelabert und kontrolliert zu werden, wie zum Beispiel auf der Reeperbahn. Ich fühle mich auf jeden Fall eingeeengt mit meinem Aussehen. Und, ja, das ist Rassismus.

BW: Ich beobachte schon, dass Leute mit Migrationshintergrund oder sogenannte Schwarzköpfe häufiger kontrolliert werden. Seit die CDU die Stadt regiert, ist das auch immer extremer geworden.

N57: Seitdem fahren die Bullen auch hier immer durchs Karo Viertel, immer im Kreis.

Was darf man in nächster Zukunft von Rattos Locos und Nate57 erwarten? Wie geht die Erfolgsstory aus dem Karo Viertel weiter?

BW: Ende 2009 wird das Mixtape von unserem Jüngsten erscheinen, das ist Babacan. Das Debütalbum von Nate „Stress aufm Kiez“ wird im Frühjahr 2010 erscheinen, und danach wird es noch einen Rattos-Locos-Label-Sampler geben. Zur Zeit drehen wir ein

Video für Reeperbahn Kareem mit dem Titel „Siehst du die Gesichter“. Telly Tellz und BoZ arbeiten jeweils an ihren kommenden Projekten. Immer Augen und Ohren offen halten, schaut euch einfach an, was die neue Generation zu sagen hat – aus den Brennpunkten unserer Stadt!

N57: Die linken Leute können sich das auf jeden Fall auch reinziehen. Ein paar Tracks muss man sich nicht unbedingt reinziehen als Linker, aber ...

BW: Doch, sollte man schon.

N57: Ja, hast Recht, hört euch das alles an, dann wisst ihr auch, wer wir sind und was wir denken!

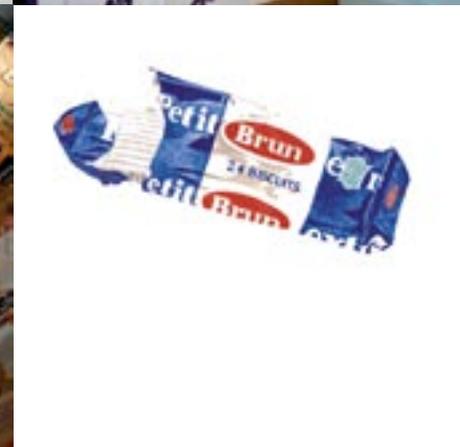
Charly Traktor und Lucas Flasch



Nate57 & Telly Tellz - Verrückte Ratten Mixtape

Auf der Website von Rattos Locos stehen die beiden Mixtapes von Nate57 und eines von Reeperbahn Kareem zum freien Download.

www.rattoslocos.de
myspace.com/rattosnate
myspace.com/blackywhite



SCHATZ, WIR MÜSSEN REDEN

Katja Windau wurde 1972 in Cuxhaven geboren und lebt seit 1992 in Hamburg. Nach einer Ausbildung zur Goldschmiedin studierte sie Freie Kunst bei Wiebke Siem an der HFBK. Seit ihrem Diplom 2007 waren ihre vielfältigen und oftmals experimentellen Werke in verschiedenen Ausstellungen zu sehen, darunter bei der Kunststreppe und im Goethe-Institut. Im April dieses Jahres bezog Katja Windau, die sich manchmal auch Maria Müller nennt, ein Atelier im Frappant-Komplex in Altona. Zusammen mit anderen Mitgliedern der Künstlervereinigung gestaltete sie die Räume des früheren Arbeitsamtes im 7. Stock zu einer Ausstellungsfläche um. Im November lädt sie 20 befreundete Künstler zu einer gemeinsamen Gruppen-Show ein.

www.katjawindau.de

Nächste Ausstellung:

„Heüt stend si, morgen bricht man si ab und setztet si an ain ander ort“

Vernissage am Samstag, 14. 11. 2009 um 20 Uhr

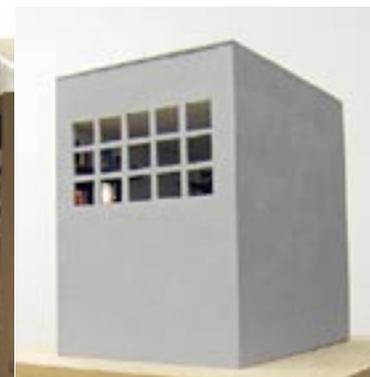
Ausstellung bis 17. 11., Geöffnet täglich von 14-18 Uhr

Frappant, Große Bergstr. 174, 22767 Hamburg-Altona

Aufgang über die Rampen auf der Rückseite des Gebäudes (Lawaetzweg), www.frappant.org



„Diese Frau sucht ihren Mann“



EINE ARMLÄNGE VORN

Abends rechne ich oft aus, wie groß mein Vorsprung noch ist. Ich kann den Abstand nicht mit Sicherheit bestimmen, denn ich mache immer einen großen Bogen um die Vogelperspektive meiner Unbestimmtheit. Ich will mir gar nicht selber zusehen. Ich schätze, dass ich noch ein gutes Stück vorne bin. Na gut, es gibt ja auch ein paar Indikatoren. Hier der Blick in meine Eingeweide: Ich habe 200 Euro auf der Bank, gestern ein neues Bild gemalt und dann hab ich noch eine alte Jeans wieder gefunden, die so gut wie neu ist. Aber heute Nachmittag habe ich meine Mix-CDs sortiert und bin doch ins Grübeln gekommen. Ich habe die letzten drei „Lungern“, „We can't help you“ und „Sick again“ betitelt. Da hatte ich plötzlich doch das Gefühl, ich wäre fast eingeholt. Vielleicht noch eine Armlänge vorn. Und so lieg ich auf dem Rücken und kann mich einer aufkommenden Panik nicht erwehren. Das soll nun ich sein? Keuchend lieg ich in der Gelatine meiner Vorstellungskraft und hol mir einen runter. Es ist Nacht, die Straßenlaterne vorm Fenster sieht aus wie der Mond, schon komme ich. Als ich mein Sperma verspritze fühle ich mich wie der Blitz, der einschlägt und danach wie der Baum, der vom Blitz getroffen wurde. Ein Haufen Asche. Ich onaniere ausschließlichs aus beruflichen Gründen. Ich sammle meine Samenflüssigkeit in einem dafür bereit gestellten Behältnis und vermische sie später mit Ölfarbe. So entstehen nachts meine Bilder. Vorzugsweise mische ich Sperma mit Rot und male einen Kopf. Wessen Idee war das nochmal? Ich schätze Andy Warhols, der hat ja auch die Piss Paintings gemacht. Vielleicht sollte ich es versuchen, ich fühl mich elend. Ich hab Lust auf Pfirsiche und Schwarzbrot. Im Kühlschrank finde ich zwei Scheiben Salami, aber die eigentliche Entdeckung sind die beiden Mädchen, die sich rauchend im Licht der Hausnummer unterhalten. Während ich mir mit der Zunge die Salami-reste aus den Zähnen puhle, bleibe ich am offenen Fenster stehen und hör ihnen zu. Die Größere hab ich schon mal im Treppenhaus gesehen, eine Schönheit. Sie schnippt ihre Kippe ins Gebüsch und sagt zu ihrer Freundin: „Die leben ja auch nur von Albanergeld!“ Da macht es bei mir klick. Von Albanergeld leben, aha! Das wär doch auch etwas für mich. Klingt nicht so, als ob das besonders anstrengend wäre. Ich seufze und leg mich wieder ins Bett. Wahrscheinlich muss man auch da wieder unmögliche Auflagen erfüllen. Zum Beispiel selber ein Albaner sein. Ich denk an die Weltformel, die ich heute im Bus gelesen habe. Dieser eine Satz hat für mich so ziemlich alles auf den Punkt gebracht. Er hat direkt aus der Essenz der Welt, dem Wesen der Dinge, dem Geist im Wein, na eben aus dem Vollen geschöpft. Dort war in krakeliger Schrift, die sich einwandfrei mit dem bunten Psycho-Design der Polsterbezüge ergänzte, zu lesen: „Renè ist Scheiße.“ Ich will mich hier nicht argumentativ verausgaben, aber an diesem Satz gibt es wirklich gar nichts zu rütteln. Weil ich nicht einschlafen kann und stattdessen zum 251. Mal versuche, einen Songtext aufzusagen, den ich nicht bis zur Hälfte auswendig kann, stehe ich wieder auf. Ich zieh mir ein T-Shirt über und setze mich ins Wohnzimmer, wo ich den Fernseher einschalte. Um diese Zeit bekommt man Telefonsex, Gewalt, alte Filme oder, wenn man Glück hat, alles drei in einem. Ich sehe eine Wiederholung der Kinderstunde des katholischen Senders K-TV. Ein Pfarrer steht in mitten einer Kindergruppe und erläutert den Jungen und Mädchen ein Bild, das den heiligen Benedikt beim

Gebet zeigt. Pfarrer Buschor, der seine spärlichen grauen Haarsträhnen immer sorgfältig quer über seinen ansonsten kahlen Kopf bürstet, ist begeistert. Er führt aus: „Und weil es dem heiligen Benedikt so leid tat, dass der Krug der armen Frau zerbrochen war, sagte er: „Komm, wir wollen uns zu den Scherben niederknien und beten!“ Und dann haben die beiden ganz lange, 15 Minuten lang, zu Gott gebetet. Und als sie ihr Gebet beendet hatten, war der Krug wieder ganz.“ Dann stellt er den verblüfften Kindern eine Quizfrage. „Wenn so etwas passiert, wie sagt man dem dann?“ Zögerlich fragt eins der Mädchen: „Ein Wunder?“ „Richtig! Punkt für Gruppe Johannes!“ ruft Pfarrer Buschor und man merkt ihm wieder seine Begeisterung an. Das Mädchen darf eine kleine Styroporkugel in eine gläserne Röhre stecken. Ich sehe den Kindern beim Basteln zu und summe wieder den Song, von dem ich nicht viel mehr als den Refrain kann. Der geht so: „Ich frag: Damien, hörst du? Du sagst: Damien hört zu.“ Mir will auch nicht einfallen, von wem das Lied ist. Ich könnte es nachschlagen, aber ich finde Nachschlagen noch schlimmer als Unwissenheit. Nachschlagen ist etwas für Mädchen. Wer nachschlägt isst auch Menschenfleisch. Naja. Ich hab ja selber mal gedacht, das Größte müsste es eigentlich sein, sich selbst zu kochen. Ich sehe das mit der Recherche so: Im Zeitalter der Information ist Desinteresse zu einer der wichtigsten Waffen des Widerstands geworden. Jetzt sind die Kinder fertig mit Baschteln und die Spiele sind an der Reihe. Pfarrer Buschor zieht den Kandidaten Mützen über die Augen und die Kleinen müssen nun völlig orientierungslos versuchen, über einen Stuhl zu klettern, unter einem Tisch durchzukriechen und dort 13 Duplosteine aufeinander zu bauen. Diese Konstruktion heißt es anschließend schnellstmöglich dem Pfarrer zu bringen. Würd ich nie hinkriegen. Bei dieser Übung sind die Knaben besonders eifrig und legen ein Wahnsinnstempo vor. Mit verbundenen Augen eine Herausforderung der besonderen Art. Mir wird ein bißchen übel, als ich für einen Moment überlege, was ich gerade mache. Panik, Panik. Was soll nur aus mir werden? Ist das noch eine Armlänge Vorsprung, wenn man nachts auf dem Sofa hockt und sich von einer Kindersendung des katholischen Fernsehens überfordert fühlt? Hab ich wirklich noch 200 Euro? Da ist doch noch das Geld für die CDs abgegangen. Das können nicht mehr 200 sein. Panik. Einen Augenblick später, als Pfarrer Buschor lächelnd der siegreichen Gruppe Johannes ihre Preise überreicht, krieg ich mich wieder ein. Die Gruppe kriegt kleine Heiligenfiguren geschenkt. Wenn es nach mir geht hat Pfarrer Hans Buschor den Job als Schutzheiliger des Fernsehens in spe sicher. Ich weiß, was Sie jetzt denken- und Sie haben recht! Ich komm nicht in die Gänge, ich trink meinen eigenen Tran, ich soll mich mal zusammen reißen. Aber glauben Sie mir, im verborgensten Winkel meiner Seele bin ich nur ein arroganter Intellektueller, der über Sie lacht. Das einzige, was mich wirklich interessiert sind Sätze. Gestern habe ich einen gelesen, der so geht: „Nicht zum Fressen, denke ich, sondern um die Schnäbel der Sänger zu schärfen.“ Achten Sie auf Sprachmelodie, zugegeben, es ist eine Übersetzung, und auf die universelle Anwendbarkeit der Worte. Dieser Satz hat nicht nur ein Gesicht, er zeigt uns viele. Ihn aus dem Kontext gerissen zu haben, macht ihn nur noch stärker. Ich bin unterwegs, um die Schnäbel der Sänger zu schärfen. Du kommst nicht zum Fressen, erst müssen die Schnäbel der Sänger geschärft werden. Du kannst den Döner auch dann noch holen gehen, wenn du diesen Text zu Ende gebracht hast. Fick dich, was ist dir wichtiger: Fressen oder gefressen werden? Wehr dich, du Bastard. Willst du es, brauchst du es? Die Revolution: wir haben es! Vorgestern begeisterte mich ein Wort aus dem Roman „Rohstoff“ des Schriftstellers Jörg Fauser, der 1987 aus ungeklärten Gründen als Spaziergänger auf der Autobahn von einem

LKW erfasst wurde. Der Protagonist will seinen Roman „Eisbox“ nennen. Prüfen Sie sich, was fällt ihnen dazu ein? Eiswürfel vielleicht oder Tiefkühlpizza? Meine erste Assoziation war eine Zustandsbeschreibung: „In der Eisbox.“ In dieser Nacht fühl ich mich wie der heilige Benedikt, der den Krug seiner Amme umgestoßen hat und entsetzt vor dem Scherbenhaufen kniet. Vor mir liegen alle Teile des Krugs verstreut und es gibt trotzdem keine Möglichkeit, sie wieder zusammen zu setzen. Es ist alles da, es liegt alles vor mir, aber es könnte ebenso gut nichts da sein. Es macht keinen Unterschied. Dieses Puzzle hat zu viele Teile, es liegt nicht in meiner Hand. Ich warte im frostigen Kreis meiner Talente auf einen Verehrer, der ihn bricht und mir ein glänzendes Leben anbietet. Ich will das, ich will auch ein „Wie-sagt-man-dem-Wunder.“ Ich krieg eine Spinne, die die Decke entlang krabbelt und schlage sie mit Jörg Fausers Roman tot. Spinnen kann ich nicht leiden. Am nächsten Abend fuhr ich mit Nadine durchs Dunkel. An den Seiten der Straße nichts als die Zäune von Weiden und die Eichen, von deren Ästen die Bussarde aufflogen, wenn wir unter ihnen vorbei fuhren. Sie hielt, um zu tanken und ich summte das Lied vor mich hin, von dem mir ein paar Zeilen mehr eingefallen waren. „Ich sehe Linien zwischen dir und mir/ Linien zwischen hier und sehr/ zwischen der permanenten Revolution/ und unserer derzeitigen Situation/ Ich sehe Linien/ Wo es geht Linien/ wo man steht Linien/ Ich sehe Linien.“ Dann wieder den Refrain. „Ich frag: Damien, hörst du? Du sagst: Damien hört zu.“ Das alles sang ich halb, halb sagte ich es vor mich hin und dabei trommelte ich auf die schwarze Plastikverkleidung des Golfs. Von wem der Song war, wollte mir immer noch nicht wieder einfallen. Ich beobachtete Nadine beim Bezahlen. Sie kam wieder. „Ich hab versucht mit dem Jungen ein Gespräch über die Kaugummis anzufangen,“ sagte sie und reichte mir eine Packung neue, orangefarbene Kaugummis. „Der hat mir gar nicht richtig geantwortet. Ich meinte: Oh, sind die Kaugummis neu, hast du die schon probiert? Und er hat gesagt: Nee.“ „Ist nicht seine Schuld,“ entgegnete ich. „Das ist hier einfach nicht üblich, sich auf die Weise zu unterhalten. Du machst deine Sachen, bezahlst und sagst tschüß.“ Ich kannte mich aus, ich war hier aufgewachsen, wahrscheinlich hätte ich auch „Nee“ gesagt. Sehr wahrscheinlich hätte ich mich im Nachhinein verflucht. Aber ich hatte das Glück mit diesem Mädchen im Auto zu sitzen und wir fuhren zu einer Tierparty. Lassen Sie es mich Ihnen so erklären, wie ich es verstanden hatte. Alle Gäste hatten die Auflage, sich als ein Tier zu verkleiden und sich wie Menschen zu benehmen. Ich plante es genau umgekehrt. Ich trug ein Jeanshemd, eine beige Sommerjacke, die mir zu weit war und ich war unrasiert. Wir hielten vor dem weißen Bungalow und ich drückte die Klingel mit der Aufschrift Pfarramt. Eine Biene öffnete uns die Tür und sagte: „Mensch Nadine, dein Fuchskostüm sieht ja super aus und als was bist du verkleidet, Fynn?“ Ich guckte an mir runter und der Biene in die Augen. „Als Götz George.“ „Aha! Na, dann kommt mal rein.“ Puh, dachte ich. Tim Wieses Trick klappt auch immer. Dem Elfmeterschützen in die Augen gucken. Wir hielten uns an den Händen, dann trennten wir uns und ich ging in die Küche, wo ich als ersten Ingo traf, der als Hund verkleidet war, er sagte: „Fynn“ Ich sagte: „Ingo.“ Er kann diesen Strombergkatalog an doofen Sprüchen auswendig und all die Sachen, die man sagt, wenn man im Büro arbeitet, er fragte: „Und sonst so?“ Ich fragte: „Bist du nackt?“ Er antwortete: „Nee.“ Ich sagte: „Schönes Kostüm. Ist ein Beagle,

oder?“ Er entgegnete: „Danke Mann.“ Wir gaben uns die Hand. Wenn schon Geheimsprache, dann eine, die auch dann keinen Sinn macht, wenn du sie dekodiert hast. Johannes und Tilo kamen in die Küche. Sie trugen auch keine Kostüme. Wir hatten uns diese Tierparty mit dem Hintergedanken anquatschen lassen, dass alle anderen einen Abend lang ganz schön blöd aussehen würden. Und blöd ist gut für Fotos. „Hast du dich schon eingetragen?“ fragte Johannes mit Blick auf den Eingangsbereich, wo die Gästeliste auslag. Hatte ich. In die Spalte Typ hatte ich „Vorstadtrocker“ eingetragen, bei Art der Persönlichkeitsstörung „Narzissmus“, bei Band die Frank Spilker Gruppe, bei „Freund von Ole ja/nein“ hatte ich „Ja“ angegeben und als Lieblingsfußballer Petri Pasanen. Unter Lieblingsbruder hatte ich Friedemann notiert und auf die Frage Nackt? hatte ich geantwortet: „Nie.“ Schon aus versicherungstechnischen Gründen ist einleuchtend, dass Johannes als Gastgeber wert auf diese Informationen legen musste. Wir schenkten uns irischen Whiskey ein, die Eiswürfel knackten und das Gespräch kam am Küchentisch auf die Frage, woher wir Koffeinpulver bekommen könnten. Müssten wir uns wirklich die Mühe machen, die Tabletten aus der Apotheke mit einem Mörser zu zerstampfen, um Koffein zu schnupfen? Für uns war Koffein wie die Elektroschocks, die du toten Fröschen verpasst. Wir hingen dran und zuckten. Ich merkte, wie der Whiskey allmählich anfang, mir den Stuhl unterm Hirn weg zu ziehen. Ich hatte doch überhaupt noch nie Koffein geschnupft. Wie kam ich da denn jetzt plötzlich drauf? Der Abend fing an, mir Spaß zu machen. Im Wohnzimmer traf ich Jorge, der als Hirsch verkleidet war. „Hallo!“ sagte er, „Witzig, dein Baselitz.“ Er stand vor dem Bild, das ich vor einiger Zeit im Wohnzimmer des Pfarrhauses aufgehängt und nicht wieder abgenommen hatte. Es zeigte den Kopf von Karl-Heinz Rummenigge und darüber einen der Slogans aus der großen Spruchkiste des FC Bayern München. Rummenigge, früher durchtrainiertester Fußballprofi der Welt, hatte seiner Wut über den angeblichen Abgang von Frank Ribéry freien Lauf gelassen und via Bildzeitung gedroht: „Ich zeig Real an!“ Für mich steht dieser Wutanfall auf einer Bronzetafel mit „Renè ist Scheiße.“ Wenn man „Real“ klein schreibt, ist er noch magischer als die Weltformel aus dem Bus Nr.142. Das hatte ich getan und außerdem den Kopf verkehrt herum aufgehängt. „Wann startet ihr denn?“ fragte Jorge und mir begann zu dämmern, dass ich etwas vergessen hatte. Währenddessen hatte Nadine die Videokamera auf die kleine Bühne neben dem Klavier ausgerichtet, trank ein Bier und unterhielt sich mit Tilo und Tim. Man, sahen die beiden rausgeputzt aus. Tim als Katze im roten Samtjackett, Tilo im gelben Feuerwehrhemd. Richtig, richtig. Wir wollten ja heute auftreten. Jetzt hieß es, sich nichts anmerken zu lassen. Ich legte Nadine einen Arm um die Hüfte und wandte mich an Tilo und Tim: „Na, seid ihr auch gut vorbereitet?“ „Geht.“ sagte Tim und kratzte sich den Bart. „Vielleicht hätten wir noch einmal mehr proben sollen.“ mutmaßte Tilo. „Ich geh mich nochmal eben frisch machen!“ log ich und verschwand in Richtung Toilette. Was war das denn bitte für eine Ausrede gewesen? Ich geh mich nochmal frisch machen? Ich tick wohl nicht mehr ganz richtig, dachte ich. Als ich um die Ecke bog, stieß ich mit meiner Ex-Freundin zusammen. Sie sagte: „Hallo, wie geht es dir denn so? Ich wollte dir nur sagen, ich hab einen neuen Freund.“ Ich sag: „Wer ist es, Peter Handke?“ Ich hab mir vor längerer Zeit überlegt, dass das meine Killerphrase ist. Statt zu sagen: „Interessiert

mich nicht!“, „Sehr interessant!“ oder „Schnauze!“ bau ich einen Satz mit dem österreichischen Großkaliber der Literaturszene. „Wie geht es dir?“ „Wie geht es Peter Handke?“ „Wie läuft dein Studium?“ „Ich lese gerade Peter Handke.“ „Wie findest du dieses Mädchen?“ „Nicht halb so schön wie einen Satz von Peter Handke.“ Ich murmle: „Wer ist es, Peter Handke?“ Komischerweise findet Catja das genauso doof wie ich und lässt mich stehen. Nur weil der einen Schnurrbart trägt oder was? Statt zur Toilette geh ich zurück in die Küche, wo Benjamin seinen Lieblingscocktail Tequila Sunrise mixt. Mit seinem schwarzen Kopftuch sieht er aus wie ein Pirat. Zählt das auch als Tier? Johannes steht neben ihm und sagt ihm laut und deutlich, was er von Tequila Sunrise hält. „Das ist ein Mädchengetränk! Mädchen, Benjamin, Mädchen!“ Johannes wedelt mit dem Zeigefinger vor seiner Nase herum. Ich nehme einen Cocktail. Es gibt auch Havana Club, ich nehme einen. Dann hat Benjamin den zweiten Tequila Sunrise für mich fertig. Benny verdient sein Geld damit, Broschüren auszufahren. Aber mixen kann er auch. Wir stoßen an und ich bitte diesen Freibeuter der Flyerindustrie, einen Schwank aus seinem Leben zum besten zu geben. Ich frage ihn täglich nach einem Schwank. Wenn wir uns nicht sehen, dann frage ich es per Chat. Er will nie was erzählen, aber man darf in solchen Angelegenheiten nicht nachgeben. „Ich hab neulich in Bremen einen kennengelernt, der hatte son Masterplan für sein Leben. Der hat mit 14 angefangen zu trinken und wollte mit 30 von sich sagen können, er wäre die Hälfte seines Lebens betrunken gewesen. Sein Kopf war so nach links abgeknickt und Arme und Beine bildeten ein Skelett, das lose um sein eigentliches Zentrum herum klapperte. Um den Bauch.“ Was ist das denn bitte für ein guter Plan? Ich bin ganz aus dem Häuschen. „Für solche Pläne,“ sage ich und lege eine Kunstpause ein, „für solche Pläne macht man Pilgerfahrten!“ Neben mir lacht ein Mädchen mit weiß gerändeter Sonnenbrille. Sieht aus wie ein Wüstenfuchs, die Kleine. Eine coole Sau. Aber bevor ich mich wieder unserem Konzert zuwende, lassen Sie mich sicher gehen, dass Sie mich richtig verstehen. Unter cooler Sau versteh ich einen Euphemismus für jemanden der dumm ist, aber trotzdem nicht uninteressant. Liam Gallagher ist eine coole Sau oder auch Bundesumweltminister Sigmar Gabriel. Ich sag zu ihr: „Mein Name ist Fynn, das leichte Vergessen von Sachzusammenhängen und das Dosieren von Alkohol sind meine Stärken.“ „Merk ich schon,“ sagt sie frech. Dann rufen die anderen nach mir. Nach und nach versammeln sich alle im Wohnzimmer. Na gut, denk ich mir und trinke noch einen doppelten Whiskey. Man kann kein Omelette machen, ohne Eier zu zerschlagen. Ich stell mich ans Mikrofon und nehme mir vor, das Publikum wie eine Pflaume zu zerquetschen. Leise spielen Tilo und Tim die ersten Akkorde auf ihren E-Gitarren. Ich brüll ins Mikro: „Lutscht die Schwänze eurer Mütter!“ Tilo fängt an zu singen: „Ich frag: Damien, hörst du?“

Love Beer - Hate Fascism!



Öffnungszeiten: Montag bis Sonntag: 20 Uhr bis Ende

An Spieltagen der 1. und 2. Bundesliga: Freitag 17:00, Samstag 12:00, Sonntag 13:00

An Heimspieltagen des FC St. Pauli: 2 Stunden vor Anpfiff.

Jolly Roger | Budapester Str. 44 | Hamburg - St. Pauli | 040/43282231 | www.ballkult.de

**Alle Spiele der
1. und 2. Liga live!**

**WATCH OUT FOR WORKING
CLASS COCKTAIL CLUB**

**Jeden ersten Donnerstag
im Monat ab 17:00 Uhr**

**Aktuelles DJ-Programm unter
www.myspace.com/jollyrogerhh**

Du sagst: Damien hört zu.“ Achso, denk ich. Vor mir sitzen auf den grünen Sofas meine Freunde in ihren Tierkostümen und warten darauf, dass ich einsetze. Das ist der einzige Zustand zu sein, denke ich. Singend.

Später am Abend sitz ich mit Jorge draußen auf der Terrasse und wir rauchen. „Hab ich dir noch mitgebracht,“ sagt er und reicht mir eine Zeitschrift. Es ist eine alte Ausgabe der Art und auf dem Cover ist eines der Scherbenbilder von Julian Schnabel. Mir fällt es wie Schuppen von den Augen: Julian Schnabel ist der heilige Benedikt des 21. Jahrhunderts!

„Und wie fandst du uns?“ traue ich mich zu fragen. „Gut,“ sagt er zu meiner Überraschung, „aber ihr müsst euch noch besser aufeinander abstimmen.“

Wenn etwas gut lief, beschäftigen mich in der Regel zwei Fragen. Erstens: wieso läuft es gut und zweitens: wie kann ich es kaputt machen? Heute ist das anders. Ich frage mich auch nicht, wie ich die Scherben meines Lebens wieder zusammen bekomme. Aber ich frage mich, was ich aus ihnen machen kann. Und da fällt mir einiges ein. Ich sollte neue Maßstäbe setzen, ich könnte mich in Formaldehyd einlegen lassen, könnte ich doch. Auf dem Hinweisschild stünde dann: Für immer eine Armlänge vorn.



im Uhrzeigersinn:
<
mittenimwald
Alias
USP
Superfatcat

Danke an TXMX
für die Fotos.
<http://www.flickr.com/photos/tmxm-2/>



unbekannt,
Sträfling,
unbekannt

>



Zum Schluss noch der Hinweis auf ein Soli-Mixtape für ein weiteres Magazin aus Hamburg. KRASS – kritische assoziation wird die neue unkommerzielle Zeitschrift heißen, deren Debütausgabe im Frühjahr 2010 erscheinen soll. Mitmachen ist ausdrücklich erwünscht.

Zwanzig Bands unterstützen das Projekt mit je einem Song: 244 GL, Captain Planet, ClickClickDecker, Escapado, Glasses, Jack Fucking Twist, Jackson Pollock's Action Painting, Just Went Black, Katzenstreik, Kippen, Matula, me, ship!, Misfired, Planke, Sleazy, inc. Operated, Solemn League, The Town of Machine, This January, Vom Segeln und zOSCH! Vertrieben wird das Tape über Kids in Misery (kids-in-misery.net).

Das Tape kostet 4,50 Euro und kann über den Webshop von Kids in Misery (kids-in-misery.net) bezogen werden. Alle Einnahmen werden für die Druckkosten der ersten Ausgabe verwendet.



Informationen zu KRASS: www.myspace.com/krassmag

Redaktion

Charly Traktor, Lucas Flasch, Ben, Fartboy, Jonas Füllner

Komplizen

Agnes Hermes, Doktor O., Holzweg, Fynn Steiner

Grafik & Gestaltung

Fartboy
www.artfart.de

Lektorat

Dörte Kanis
www.doerte-kanis.de

Titelgestaltung

Björn Lexius
www.bjoernlexiusphotography.com

Fotos

Elisabeth Mena Urbitsch
www.blickwerk-foto.de

Miles Fotografie
www.miles-photo.net

V.i.S.d.P.

René Braun
Marktstraße 107
20357 Hamburg

Kontakt : redaktion@supra-magazin.net

SUPRA
RECLAIM YOUR VIERTEL

www.supra-magazin.net